

**Dreimal
Nach-Denken
über Kindheit und Jugend in der NS-Zeit**

Lore Walb:
„Ich, die Alte – ich, die Junge“
Konfrontation mit meinen Tagebüchern 1933-1945
Aufbau-Verlag, Berlin, 1997

Klaus Scheler:
„Entzaubert“
Zeitzeugenbericht 1932-1964
Selbstverlag, 2010

Eva Sternheim-Peters:
„Habe ich denn allein gejubelt?“
Eine Jugend im Nationalsozialismus
Europa Verlag, Berlin-München, 2015

**ein paar Lesefrüchte
als Anregung zum Weiterlesen**

Liebe Leserin, lieber Leser,

bisher sind in der Reihe „Schönberger Blätter“ vor allem Beiträge zu Themen aus Naturwissenschaft, Technik, Medizin, Philosophie und Religion erschienen (z.B. zu Gentechnik und Kernenergie, Stammzellenforschung und Retortenbabys, Klimawandel, Klonen, Lebensstil, Hirnforschung, Weltbevölkerung, Chaosforschung und anderes mehr).

Eine aktuelle Auflistung ALLER bisher erschienenen Hefte und die Möglichkeit zum Download finden Sie unter:

<http://www.krause-schoenberg.de/materialversand.html>

Beginnend mit Heft 48 wird die Reihe um einige heimatgeschichtliche und zeitgeschichtliche Beiträge erweitert.

Viel Spaß beim Lesen!

Joachim Krause

Rückfragen, Hinweise und Kritik richten Sie bitte an:

Joachim Krause, Hauptstr. 46, 08393 Schönberg,

Tel. 03764-3140, Fax 03764-796761,

E-Mail: krause.schoenberg@t-online.de Internet: <http://www.krause-schoenberg.de>

Die Verantwortung für den Inhalt der „Schönberger Blätter“ liegt allein beim Verfasser.



Jede Art der Nach-Nutzung, der Verwendung, der Herstellung von Kopien oder des Nachdrucks – auch von Textteilen – ist ohne Zustimmung des Herausgebers NICHT gestattet!

Druck: 23.02.23

Inhalt

Lore Walb: „Ich, die Alte – ich, die Junge“ 3

Klaus Scheler: „Entzaubert“ 31

Eva Sternheim-Peters: „Habe ich denn allein gejubelt?“ 39

Lore Walb: **„Ich, die Alte – ich, die Junge“** Konfrontation mit meinen Tagebüchern 1933-1945, Aufbau-Verlag, Berlin, 1997

Lore Walb (* 22. Mai 1919 in Alzey; † 2013) war eine deutsche Journalistin, Feministin und langjährige Leiterin des Frauen- und späteren Familienfunks des Bayerischen Rundfunks. Bekannt wurde Walb durch ihre Sozialreportagen und ihre Berichte über das Leben und die Rolle von Frauen in den späten 1950er- und 1960er-Jahren. Sie lebte zuletzt in München.

Für den Herausgeber dieser Auszüge gab es eine frappierende Ähnlichkeit der Autorin in ihrer Haltung und Begeisterung für den Nationalsozialismus bis hin zu ihren Lieblingsschriftstellern und sprachlich fast identischen Aussagen – im Vergleich mit seiner eigenen Mutter, deren Briefe und Tagebücher er für das Buch „Fremde Eltern“¹, (Sax-Verlag Markkleeberg 2016, 3 Auflagen) ausgewertet hatte.

(Lesehinweis: *kursiv* werden in der folgenden Abschrift Texte kenntlich gemacht, die Original-Zitate aus Tagebüchern von Lore Walb sind)

(Lesehinweis: *kursiv* werden in der folgenden Abschrift Texte kenntlich gemacht, die Original-Zitate aus Tagebüchern von Lore Walb sind)

Umschlagtext zum Buch:

Ein junges Mädchen, ergriffen von den Parolen der Nationalsozialisten, fasziniert von der Gestalt des »Führers«, schreibt Tagebuch. Ihre Chronik bezeugt auf beklemmende Weise, was in den Köpfen und Herzen von Millionen Deutschen vor sich ging.

Ende der achtziger Jahre liest sie ihre Aufzeichnungen neu. Erschüttert fragt sich die alte Frau: Warum habe ich als aufgeweckte Schülerin die faschistische Propaganda verinnerlicht? Weshalb blieb ich als wissensdurstige Studentin - bis in die letzten Kriegsmonate hinein eine Mitläuferin? Wie konnte ich das Schicksal der Juden übersehen und das Leid der von der Wehrmacht überfallenen Völker verdrängen?

Die Blindheit der jungen Frau stürzt die alte in tiefe Krisen. Ihr unerbittliches Suchen nach der Wahrheit befreit sie von den Schatten der Vergangenheit.

Gemeinsam mit zwei Psychoanalytikern forscht sie nach den Wurzeln ihrer Vergangenheit.

¹ http://www.krause-schoenberg.de/sachinfos_MeineFremdenEltern.html

Seite 21

Ein altes Vorhaben, zwei befreundeten Ehepaaren der nachfolgenden Generation mehrere Abende lang am Beispiel meiner Tagebücher - »unsere Eltern haben darüber nie mit uns gesprochen« - Indoktrination und Mitläufertum meiner Generation anschaulich zu machen, konnte nun verwirklicht werden.

Nie zuvor habe ich mich so tief auf diese schmerzhaft Lektüre eingelassen wie in diesen Wochen. Was der Erinnerung in neblige Ferne entglitten ist, zerren meine Tagebücher gnadenlos ans Licht. Auf beklemmende Weise bezeugen sie, wie eine Jugendliche ergriffen war vom Geist der Nazizeit, überwältigt von Propaganda und Parolen, fasziniert von der Gestalt des »Führers« und seinen Reden, und wie langsam, allein unter dem Druck der Kriegseignisse, der Prozess der Desillusionierung und Veränderung des Denkens in Gang kam. Dass in den Aufzeichnungen von 1933 bis 1945 die politischen Geschehnisse und ihre Wirkung auf die Schreiberin oft weit größeren Raum einnehmen als die private Chronik, zeigt ihren Stellenwert im Gefühlshaushalt der Schülerin, der Studentin.

Am 26. Februar 1989 beginnen die Vorleseabende, die Offenlegung, die Preisgabe. Unmittelbar nach dem zweiten Termin am 11. März werde ich wieder krank. Mein Körper kocht im Fieber, Virusgrippe ...

Seite 24

Meine Tagebücher zählen zur Kategorie der banalen, zeittypischen Mädchentagebücher. Sie bilden kein schweres, auch kein besonderes Schicksal ab. Ich hatte keine herausgehobene Funktion, keine Macht über andere, ich wurde nicht ausgebombt, nicht aus der Heimat vertrieben, und eine Kriegerwitwe bin ich auch nicht. Meine Jugend im Dritten Reich verlief unspektakulär. Meine Tagebücher dokumentieren, was in Millionen von deutschen Köpfen und Herzen vor sich ging. Sie sind repräsentativ für die jubelnde und für die schweigende Mehrheit in der Nazizeit. Eben diese Tatsache macht die Bedeutung der Berichte und Gefühlsergüsse eines Kleinstadtmädchens aus und rechtfertigt ihre Veröffentlichung.

25

Ich saß ihnen, das muss ich betonen, nicht als Analysandin gegenüber, sondern als Gesprächspartnerin, die von ihrem Fachwissen profitierte. Doch in dem Maß, in dem ich mich ohne Wenn und Aber einließ auf die späte Konfrontation mit meinem Jugend-Ich, in dem ich lernte, die Wurzeln meines Denkens und Fühlens bloßzulegen, die Verstrickung in die NS-Zeit und das Ausmaß meiner Mitschuld deutlicher und differenzierter als bisher zu sehen und zu akzeptieren - im gleichen Maß kam ein neuer, schmerzhafter Erkenntnis- und Entwicklungsprozess in Gang. Sich erinnern erfordert radikale Ehrlichkeit gegenüber sich selbst und Lernbereitschaft. Es verlangt, dass man/frau Gefühle zulässt, wahrnimmt und sich zu ihnen bekennt. Kopfarbeit reicht nicht aus.

Mit der Aufarbeitung meiner politischen Vergangenheit allein war es nicht getan. Während ich mich der Selbstkonfrontation aussetzte, veränderte sich mit mir das entstehende Buch. Soweit wie möglich vermied ich nachträgliche Eingriffe, Zufügungen, sprachliche Harmonisierung. Auch rigorose Selbstkritik mochte ich nicht entschärfen. Der Prozesscharakter der Entstehung, Brüche, neue Ansätze sollen erkennbar und nachvollziehbar bleiben.

Der anfängliche Plan, nur Auslassungen zur NS-Geschichte zu veröffentlichen und psychoanalytisch zu betrachten, erwies sich bald als unzureichend. Zum besseren

Verständnis der Historie, besonders im Hinblick auf jüngere Leserinnen und Leser, schienen Erläuterungen zu politischen Ereignissen und Persönlichkeiten geboten, auch Informationen zur eigenen Biographie. Äußerst zögernd und schrittweise revidierte ich sodann das Grundkonzept. In ihrer Massierung, nahezu losgelöst von der jungen Tagebuchschreiberin, wirkten die Äußerungen zum Zeitgeschehen allmählich steril, die Person, die sie machte, blieb gesichtslos. Ich entschloss mich dazu, größere Teile autobiographischer Notate einzubeziehen; sie illustrieren das private Leben in diesen Jahren und wie es durch den Krieg beeinflusst wurde. Sie zeigen auch die Einstellungen, die für die frauen- und lustfeindliche NS-Zeit typisch waren, und wie Beziehungen damals in der Regel aussahen.

27

Die nachfolgenden Generationen, die Söhne und Töchter, deren Eltern bis heute stumm blieben, die Enkelinnen und Enkel, die ihre Großeltern oder andere alte Menschen unbefangenen befragen könnten, möchte ich davor warnen, die Selbstdarstellung eines Mädchens von vorgestern mit dem Gefühl zu lesen, das kann uns nicht passieren, wir sind anders, bei uns hat ein autoritäres Regime keine Chance. Sie müssen ein Gespür für gefährliche Anfänge entwickeln und nähren, weil Menschen zu allen Zeiten verführbar sind; sie müssen ihr Gehör schärfen für nationalistische und rassistische Töne und Untertöne, die Minderheiten, Andersdenkende und Angehörige anderer Völker und Kulturen diffamieren.

28

Doch auch wenn niemand außer meinen Nächsten zu Gesicht bekäme, was hier geschrieben steht, wenn mein Buch ungedruckt bliebe: die Jahre, in denen ich mich mit dieser Selbstkonfrontation und -therapie geplagt habe, tragen ihren Sinn in sich. Bald werde ich fünfundsiebzig Jahre alt.

38

12.11.33

Am 10. sprach unser Führer nachmittags um ein Uhr von einer Berliner Fabrik aus zum ganzen deutschen Volk. Im ganzen Reich ertönten vor ein Uhr alle Sirenen, die die Stilllegung des Verkehrs verkündeten. Dann hielt der Führer seine letzte Rede vor der Wahl, die heute stattfand. Als er gesprochen hatte, ertönten von neuem die Sirenen, und der Verkehr ging wieder weiter. Die Rede des Führers wurde in der Schule im Zeichensaal übertragen. Wir mussten alle die Rede hier anhören.

23. Februar 1934

Heute ist der Totentag Horst Wessels, des unsterblichen Kämpfers, dessen Lied das Sturm- und Kampflied der S.A. und aller Deutschen geworden ist.

»Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen

»marschier'n im Geist in unsern Reihen mit.«

25. Februar 1934

Vor fünf Minuten wurde der größte Eid geleistet, der in der Weltgeschichte einzigartig dasteht und wie ihn die Welt noch nie erlebt hat. Rudolf Hess, der Stellvertreter des Führers, nahm in München und zur gleichen Zeit im ganzen deutschen Reich allen

politischen Leitern, den Führern der S.A., der S.S., der H.J., des Arbeitsdiensts und des B.d.M. den Treueschwur zum Führer ab.

54

Wer nicht ernst genommen wird, ist nicht wichtig. Vom Unwichtigen zum Wertlosen ist kein großer Schritt. Wertloses ist Ballast, wirft man weg. Die Beseitigung »unwerten Lebens« war denn auch die furchtbare Konsequenz dieser Denkungsart. Ihre Anfänge liegen oft dort, wo wir uns über andere lustig machen.

An einem Sonntag, am 17. März, habe ich Walter Sch. zufällig in Alzey getroffen. Ich habe ihm gesagt, was ich auf dem Herzen [hatte]. Ich musste feststellen, dass er sich verändert hat. Er hat sehr viele Mädels inzwischen kennengelernt und vieles mitgemacht. Ich glaube, er ist von seinen Siegen den Mädchen gegenüber sehr überzeugt und davon eingenommen. Wir sprachen von Kameradschaft, er sagte, es müsse auch zwischen besten Kameraden einmal zu Zärtlichkeiten kommen; ich widersprach. Dann sei es keine Kameradschaft, und überhaupt seien Zärtlichkeiten nicht mein Geschmack (mehr). Er prophezeite mir Änderung in dieser Ansicht. Sie ist eingetreten. Ich bin Zärtlichkeiten nicht mehr abgeneigt, jedoch nicht bei jeder Person. In bezug auf Kameradschaft denke ich noch wie früher. Das war mein Zusammentreffen mit Walter Sch. Mit meiner »ersten Liebe« bin ich jetzt ganz fertig. Sie ist nur noch Erinnerung, der Wunsch nach einer Begegnung ist nicht mehr damit verbunden. [...]

In dieser Passage einer fast 16jährigen, die ein Teenager von heute nur komisch finden wird, werden viele Frauen meiner Generation sich, ihre Ängste und Nöte in diesem Alter wiedererkennen. Keine Frage, kameradschaftliches Verhalten gehört zu den positiven Charaktereigenschaften. Der Nationalsozialismus überhöhte diesen Wert. In der Mann-Frau-Beziehung ersetzte Kameradschaft die Sexualität und die eigenen Ängste davor.

58

Günther war November in den Arbeitsdienst gekommen. Er kam zu Weihnachten nach Haus, am 22. abends, an diesem Tag war ich bei Tante Else. In einem langen, sehr schönen Gespräch habe ich mich mit Günther über die Streitfragen, die jetzt die Jugend bewegen, unterhalten. Unsere Meinungen sind grundverschieden. Wir unterhielten uns über Rasse, Glauben, Karl den Großen, Blut, Vererbung usw. Was mir an ihm so gut gefällt, ist sein Idealismus, den er sich trotz seiner schlechten Erfahrungen in seinem Beruf bewahrt hat. Er will Führer im Arbeitsdienst werden. Wenn er so bleibt, glaube ich, wird er ein sehr guter Führer. Denn er ist Kamerad.

60

Dieses Lebensziel stimmte genau mit der Ideologie des Nationalsozialismus überein; dem »Wesen der Frau« und »wahrer Weiblichkeit« entsprach es, »Frau und Mutter« zu werden und den Beruf, zumal den qualifizierten, und die gehobenen Positionen dem Mann zu überlassen. Schul- und hochschulpolitische Maßnahmen lenkten die Frauen in die geplante Richtung, weg von der wissenschaftlichen Ausbildung. 1934 wurde die »Frauenoberschule« eingeführt. Sie veränderte die Lernziele, setzte mit Hauswirtschaft und »körperlicher Ertüchtigung« neue Schwerpunkte. Anders als das wissenschaftliche berechtigte das »Puddingabitur« nicht zum Hochschulstudium. (Die

Einschränkung wurde 1939 stufenweise aufgehoben, als sich ein Mangel an Akademikern abzuzeichnen begann, eine Folge auch des reduzierten Frauenstudiums.)

72

Seid bereit zum Geben und Opfern, denn Nächstenhilfe ist Selbsthilfe, und bei allem hilft Ihr Eurem Volk! Euer Leitwort sei: Ich bin nichts, mein Volk ist alles!

74

Fazit: Wir müssen dankbar sein. Ohne den »Führer« sind wir, die einzelnen, nichts. Erst wenn er uns bestätigt, sind wir etwas wert. Zustimmung, die Hitler fand, wirkte sich der patriarchalische Erziehungsstil der Kaiserzeit aus, in der unsere Väter aufgewachsen waren; ihrer eigenen Erziehung entsprechend erzogen sie uns zu Gehorsam, Anpassung, Dankbarkeit - den Kindespflichten.

75

30.3.36

Der Führer sprach ... Am 28. März richtete er seinen letzten Appell an das deutsche Volk - in Köln. Wie überall, empfing ihn auch hier brausender Jubel. Zum letzten Mal bat er sein deutsches Volk, ihn in seinem Glauben zu stärken, indem es ihm seine Stimme gibt.

Der Schluss seines Appells war erschütternd:

»Meine deutschen Volksgenossen, so ist eine neue Gemeinschaft entstanden. Und dieses Volk von heute kann nicht mehr verglichen werden mit dem Volk, das hinter uns liegt. Und wir fühlen es: Die Gnade des Herrn wendet sich uns jetzt wieder ganz zu, und in dieser Stunde, da sinken wir in die Knie und bitten unseren Allmächtigen, er möge uns segnen. Er möge uns die Kraft verleihen, den Kampf zu bestehen für die Freiheit und die Zukunft und die Ehre unseres Volkes, so wahr uns Gott helfe!« Nicht enden wollender Jubel. Dann sangen alle das Niederländische Dankgebet. Ich habe auch gebetet.

76

Über dem fassungslosen Staunen wird eine Tatsache übersehen, auf die einer der schärfsten Gegner und genauesten Beobachter Hitlers, Sebastian Haffner, hinweist. Die belfernden Reden hatten damals oft einen Tatsachenhintergrund, der dem Hörer innerlich die Widerrede verschlug. Es war dieser Tatsachenhintergrund, der wirkte, nicht das Bellen und Geifern. Hier ist ein Auszug aus Hitlers Rede vom 28. April 1939: »Ich habe das Chaos in Deutschland überwunden, die Ordnung wiederhergestellt, die Produktion auf allen Gebieten unserer nationalen Wirtschaft ungeheuer gehoben ... Es ist mir gelungen, die uns allen so zu Herzen gehenden sieben Millionen Erwerbslosen restlos wieder in nützliche Produktionen einzubauen...« Aber genügt diese Erklärung, um das Jubelgeschrei begreiflich zu machen, mit dem die Masse der Bevölkerung auf Hitlers Reden reagierte? Gewiss ist der sich wandelnde Zeitgeschmack zu bedenken - die dramatisierende Sprechweise früherer Tonfilme, Wochenschauen, Sport- oder Kriegsberichte ist in unserer Zeit schwer erträglich. Doch mit solchen Hinweisen wird man dem Phänomen nicht gerecht. »Die Gabe, sich selbst überzeugend als Sendboten einer neuen Botschaft vorzustellen und andere von der Wichtigkeit ihrer

Botschaft zu überzeugen«, kennzeichnet den Charismatiker, den Menschen mit unbeschreibbarer, besonderer Ausstrahlung. Ein jüdischer Zeitzeuge, der große Soziologe Norbert Elias, bescheinigt Hitler »eine ungewöhnlich große Redebegabung. Er war - je nach Einstellung - ein Volksredner, Hetzredner oder Demagoge.« Der emigrierte Elias kann aus eigener Anschauung sprechen: »Sein, so lange er stumm war, nicht besonders anziehendes Gesicht belebte sich, sowie er zu einem großen Publikum zu reden begann.«

77

Hitler, so lassen sich diese Gedanken fortspinnen, war ein genialer Populist, dank seiner Einfühlungsgabe verstand er es, das Volk zu gewinnen, jeden einzelnen anzusprechen. Er stellte sich nicht als der »Führer« dar, der aus sich selbst heraus stark ist, vielmehr forderte er Vertrauen, Glauben an ihn und sein Werk als eine Quelle, aus der er Kraft und Zuversicht schöpfen konnte. Die unausgesprochene Alternative hieß: Ihr könnt mich auch stürzen lassen, aber dann stürzt ihr mit mir!

Die »neue Gemeinschaft« der »deutschen Volksgenossen«, die dank ihm entstanden war, erfuhr, wie der Wahlredner Hitler bekundete, die Gnade des Herrn, wurde von Gott wiedergeliebt, war gesegnet. Hitler, der Heilsbringer. Die religiöse Inbrunst, mit der die Masse das Niederländische Dankgebet sprach, mit der auch ich, zutiefst ergriffen, gebetet habe, bezog sich nicht nur auf Gott, sondern ebenso auf den Auslöser dieser Gefühle. »Gottesdienste unserer politischen Arbeit« nannte denn auch Goebbels solche Kundgebungen.

80

Als Abschreckung für die deutschen Frauen und Mädchen ging alsbald ein Foto durch die Presse, das zeigte, wie eine Hamburger »Rassenschänderin«, von SA-Leuten umringt, auf der Straße vorgeführt wurde: Eine junge Frau im hellen halbärmeligen Kleid und mit Hut trägt ein großes weißes Plakat vor der Brust: »Ich bin am Ort das größte Schwein und lass mich nur mit Juden ein!«

»Und das alles weißt du nicht mehr??« Nein, davon weiß ich nichts mehr. Ich habe das Unrecht, das vor meinen Augen an Juden begangen wurde, verdrängt. Ich konnte nicht genau hinschauen, weil ich, ein junger Mensch mit starkem Gerechtigkeitsempfinden, Schuldgefühle hatte. Das Wegschauen ersparte mir schwere Konflikte. Die Verdrängung ist perfekt und für immer gelungen. Meine Erinnerungen sind eingemauert. Ich finde zu diesen innersten Schächten keinen Zugang mehr. Ich kann nur aus Büchern Fakten nachlernen und die Einsicht akzeptieren, dass meine Person während dieser Jahre, wie Ralph Giordano es so genau auf den Punkt brachte, »in eine privat human gebliebene, politisch aber antihumane Hälfte« gespalten war.

90

Die Übernahme der bürgerlichen Moralvorstellungen des 19. Jahrhunderts durch den Nationalsozialismus prägte die Beziehungen der Geschlechter bis weit in die Nachkriegszeit hinein. Mehrere Faktoren bestimmten, ja diktierten das Verhalten: die Forderungen nach Keuschheit der Frau und Enthaltamsamkeit des jungen Paares vor der Ehe; die heutzutage angesichts der Pille nicht mehr nachfühlbare, schwer belastende Angst vor ungewollter Schwangerschaft und »Mussheirat«, die so manche Karriere

verbaute; schließlich die allgemeine Entsexualisierung im Dritten Reich, wie sie sich am Bild von Frau und Mann in der Kunst ablesen lässt.

109

W. meldete sich nach dem Abitur 1938 für das Sommerhalbjahr zum Reichsarbeitsdienst, dieser „Ehrendienst“ war damals noch für Frauen freiwillig.

Der Tageslauf war genau geregelt:

5.10 Gymnastik

5.30 Waschen, Anziehen, »Bettenbauen«, Fahne hissen

6.30 Kaffee, sehr wenig gut, mit Marmeladebrot, anschließend eine halbe Stunde Singen mit der Lagerführerin, dann staatspolitische Schulung. Heute gab sie ein kurzes Bild von der außenpolitischen und innenpolitischen Lage seit den letzten Tagen. Also, in dieser Hinsicht wird man hier nicht verdummen.

8.30 Arbeitsbeginn

10.30 Frühstück, Kartoffeln und Haferfrikadellen!!

12.00 Mittagessen. Suppe, Kartoffeln und Rohkostsalat von Rot- und Weißkraut
weitere Arbeit bis 16.30

17.00 - 18.00 Bettruhe (die ich verbotenerweise nach der Kontrolle oft für meine umfangreiche Korrespondenz nutzte)

18.30 Abendessen, heute Kartoffeln, Blumenkohl und Klopse. Kartoffeln scheinen unvermeidlich. Davon esse ich so wenig wie möglich. Leider schöpfen aber die Führerinnen auf.

Auch die Nutzung der Zeit nach dem Abendessen war festgelegt. Gemeinschaftsabende wurden mit Singen und Märchenvorlesen, Volkstänzen oder mit Flickern und Stopfen verbracht, ein Abend der Woche war reserviert für das Briefeschreiben oder private Lektüre. Anschließend formierten sich alle zum Kreis um den Fahnenmast, und die Fahne wurde eingeholt, ein bisschen feierlich natürlich, schweigend marschieren, Lied usw.

20.30 Vorbereitung auf die Nachtruhe, die spätestens um

21.30 begann. Dann kommt der »Stab«, das sind die vier Führerinnen, und sagen Gute Nacht, jede Führerin gibt jedem Mädels die Hand.

111

Einzelnen Bemerkungen kann ich Hinweise auf meine Lektüre entnehmen, das herrliche Büchlein von Walter Flex, eine Novelle von Rudolf Binding, den ich so sehr liebe, Werner Bäumlburgs »Bismarck«. Begeistert las ich Goethes »Faust« wieder und lernte die Monologe

115

Die harmlose Geschichte vor allem des Wochenendes mit Peter: Werden, so frage ich mich, die heute Jungen darüber lachen? Oder werden sie begreifen, dass es eher eine Geschichte zum Weinen ist? Sie beschreibt einen exemplarischen Fall. Sie illustriert, wie die Sexualität in meiner Jugend eingeengt, in Schablonen gepresst, unterdrückt wurde. An ihr wird augenfällig, was die Zwänge der Konvention den Menschen angetan haben. Wir wurden um ein Stück Leben betrogen. Wahrlich, wir haben viele Gründe zu trauern. Es sollte noch einige Jahre dauern, bis ich mich von den gesellschaftlichen Verhaltensmustern zu befreien vermochte.

So also, und dies demonstriert die Beschreibung jenes Wochenendurlaubs, wirkte sich die sexualfeindliche bürgerliche Erziehung »höherer Töchter« und »Söhne aus gutem Hause« aus, eine Erziehung, die freie, ehrliche Gefühlsäußerungen und spontanes Handeln nicht zuließ: »Das gehört sich nicht«, »das tut man nicht«, »man bleibt anständig«, »mach mir keine Schande!«, »bring mir kein Kind ins Haus! « Wie hasse ich die Erinnerung an diese Sprüche.

Doch nicht nur rigide Autoritäten verbogen uns, verursachten Schuldgefühle aus nichtigem oder falschem Anlass. Auch eine Autorität, die aus anderen Wurzeln erwachsen war, bewundert und verehrt von Millionen, beeinflusste Einstellungen und Verhaltensweisen über zwei Generationen hin. Wer von uns vergäbe je Walter Flex und das herrliche Büchlein, das ich in der Arbeitsdienstzeit begeistert las, seinen »>Wanderer zwischen beiden Welten«, zwischen Leben und Tod, wem bliebe nicht für immer das »nachdenksame Wort« im Ohr: »Rein bleiben und reif werden - das ist die schönste und schwerste Lebenskunst«? Auch diese Maxime erwies sich als Zügler von Temperament und Sinnlichkeit; ...

119

Wieder einmal kommt es mich hart an, mir die bittere Wahrheit einzugestehen. Die leeren Seiten zum Ende des Jahres 1938 kommen mir wie ein Sinnbild vor. Da zeigt er sich wieder, größer als bisher, der weiße Fleck auf der Landkarte meiner Jugend: Über die sogenannte »Reichskristallnacht« vom 9. auf den 10. November schweigt das Tagebuch sich aus.

Was also hat das Gedächtnis der Zeitzeugin Lore Walb von den Schandtaten in ihrer Heimatstadt bewahrt? Nur die Erinnerung, dass ich von der nächtlichen Zerstörung der Synagoge in der Augustinerstraße, von splitternden Glasfenstern und der Verwüstung im Innern der »Juddekersch« erzählen hörte; den Namen eines Hitlerjungen, der als besonders gewalttätig beschrieben wurde, weiß ich, noch immer. Und genau erinnere ich mich an das panische Gefühl, das in mir hochstieg - Angst, Abwehr: Da gehe ich nicht hin, das will ich nicht sehen, damit habe ich nichts zu tun! Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß, wie wahr.

121

Die nachlesbaren Tatsachen nageln mich fest, die Ausrede »vergessen« gilt nicht. Dass ich mich nicht mehr erinnere, nur noch das Abwehr-Gefühl »Nicht hinschauen!« im Gedächtnis habe, beweist, dass ich ein Unrechtsbewusstsein hatte und Angst, das Unrecht wahrzunehmen. Hätte ich den Terror, die Menschenfeindlichkeit zur Kenntnis genommen, wäre mein ganzes Orientierungssystem zusammengebrochen, nämlich die Überzeugung, alles, was Nazis machen, ist richtig, ein Nationalsozialist handelt ehrenhaft, ist ein guter Mensch, rechtschaffen, verlässlich, wahrhaftig. Dass das Idealbild vom charaktervollen Nationalsozialisten vor der Wirklichkeit versagte, in der die Juden mit der Begründung, sie seien »unser Unglück«, ausgegrenzt und verfolgt wurden, durfte ich mir nicht eingestehen.

166

Das Verhalten von Frauen war, wie die Episode zeigt, festen Regeln unterworfen, ein »Budenbesuch« hätte gegen sie verstoßen und dem Studenten Einverständnis mit seinen möglichen Vorhaben signalisiert. Was sich heute so erheiternd liest, berührt ein tabuisiertes Thema. Sexualpädagogik gab es nicht, es kam durchaus vor, dass eine

Achtzehnjährige unaufgeklärt zum Studium kam, und manch eine Frau dieser Zeit ging nicht nur »unschuldig«, sondern auch unwissend in die Ehe.

167

»Gefallen, ist das nicht ein verharmlosendes Wort?«, fragen mich eine Frau, ein Mann der jüngeren Generation. Nicht für mich. Meine Vorstellung von »gefallen« hat einst ein Bildberichterstatter dokumentiert: Ein Infanterist mit Stahlhelm fällt, das Gewehr in der Hand, tödlich getroffen rücklings zur Erde, sein Körper scheint sich im Fallen noch einmal aufzubäumen - untrennbar mit dieser im Bild erstarrten Bewegung verbunden ist das Wort »gefallen«. Der Krieg fügte Gesichter hinzu, lauter vertraute Gesichter.

170

Wieder, wie schon am Telefon, sagt sie, dass sie mit niemandem, ihren Mann und ihre Geschwister ausgenommen, über ihre Vergangenheit gesprochen habe, nicht in den USA, nicht in der Schweiz - »bei Dir ist das jetzt eine Ausnahme« -, und sie fügt hinzu, »Ich will auch keine Jüdin sein«. Ihr Mann, irischer Herkunft, war Katholik. Zum Judentum gab es keine Brücke. Immer wieder geht dieser Satz in mir um.

Einmal fragt sie, ob ich einer Partei angehöre. Und später, ob ich aktiv gewesen sei, irgendwo. Mir wird heiß vor Schrecken, es ist die Frage nach der Nazizeit. Doch kaum kann ich antworten, »nein, aktiv nirgendwo, aber Mitglied«, sagt sie, und in ihrem Gedächtnis sind wieder die schwierigen wirtschaftlichen Zeiten Anfang der dreißiger Jahre lebendig, wenn Hitler nicht gegen die Juden gewesen wäre, wäre sie auch dabeigewesen, »mitgelaufen sind doch alle«.

»Mitläuferin«. Dieses beschönigende, entlastende Wort. Ich habe mitgejubelt, mitgeschwiegen, wie so viele weggeschaut, verleugnet, verdrängt.

174

Höchstens 100 RM monatlich standen mir zur Verfügung, es ließ sich damit leben, sparsam freilich. Ein Zimmer - in Untermiete, wie es üblich war - kostete 30 bis 40 Mark, das Essen in der Mensa 50 Pfennige; es wurde auf Essenmarken abgegeben wie das fleischlose Stammessen im Lokal, das 70 Pfennige kostete.

Meine Mutter versorgte mich außer mit frischer Wäsche auch mit zusätzlichen Lebensmitteln, d. h. mit Obst aus dem ertragreichen Garten, von Johannisbeeren, sorgfältig verpackten Aprikosen bis hin zu den vielen Apfelsorten; im Winter konnte ich zum Wochenende hin auch mit großen Portionen Kartoffel- und dem hochgeschätzten Rosenkohlsalat rechnen, die in Blechbüchsen eingefüllt waren. Expresspakete wurden am Tag nach der Absendung zuverlässig ausgeliefert

175

Nun hat sich auch Rotraut verlobt, am 13. April, mit dem Oberarzt Oberleutnant Wolfgang K., den sie bei der Hochzeit ihres Bruders kennenlernte. Die Anfänge dieser Bekanntschaft erlebten wir im R.A.D. so schön mit. Ich kann mir denken, sie ist restlos glücklich. Ich wäre es auch. Dies ist doch das Beste für ein Mädchen. Alles andere bleibt nur ein mehr oder weniger guter Ersatz. Aber heute steht es mir wirklich noch nicht zu so zu reden. Wenn ich in 10 Jahren noch nicht verheiratet bin, dann eher. Jetzt wünsche ich mir nur einen guten Freund, nicht nur immer so oberflächliche Flirts. In 5 Wochen werde ich volljährig.

177

21.5.40

Der Vormarsch aber ist beispielloos, von unerhörter Großartigkeit: 13. Mai: Lüttich in deutscher Hand!

14. Mai: Rotterdam kapituliert

15. Mai: Holland hat sich ergeben

17. Mai: Deutsche Truppen in Löwen, Mecheln, Brüssel!

18. Mai: Eupen, Malmedy gehören wieder zu Deutschland!

20. Mai: Laon genommen.

Ist das nicht ungeheuer groß. Kaum hat man das letzte Ereignis ganz erfasst, schon wieder etwas Neues. Jetzt sind unsere Truppen bereits auf den Schlachtfeldern an der Somme. Wie im Weltkrieg, aber mit anderen Kräften.

178

Die atemlose Aufzählung - Lüttich in deutscher Hand! Rotterdam kapituliert - Holland hat sich ergeben ... dokumentiert den allgemeinen Gefühlsrausch, in den die raschen Erfolge der Wehrmacht die meisten Deutschen versetzten.

181

21.5.40

Und mir wünsche ich aus tiefster Seele ein Leben der Erfüllung, das Leben einer Frau und einer Mutter. Nur in einem Kinde kann ich den Sinn des Lebens erblicken.

187

6.7.40

Wie wird sich der Verlust an jungen Männern in Frankreich auswirken? In Deutschland reißen die Gefallenen schon eine große Lücke - aber wir haben doch doppelt so viel Menschen in unserem Volk. Aber Frankreich, eine vergreiste Nation, rassisch nicht mehr einwandfrei - wird es sich erholen? Wenn sein Geist so stark wäre wie der deutsche nach Versailles, dann müsste es diesen Krieg überwinden können. Ob wohl auch das Rassenproblem in Frankreich, in Europa überhaupt, eine Lösung findet, wenn Frieden geschlossen wird? ...

In einer Vorlesung sprachen wir davon, dass in England eine zunehmende Entnordung festzustellen ist und dass diese sich besonders in der Umwandlung des seelischen Gefüges bemerkbar macht. Darüber habe ich nie richtig nachgedacht. Es leuchtet mir sehr ein.

188

Zum erstenmal tauchen hier auch Rassenschlagworte auf. Ich muss mir eingestehen, und das macht mir ein sehr elendes Gefühl, dass ich die Unwerttheorien der nationalsozialistischen Ideologie ohne den geringsten Zweifel, ohne die kleinste Anstrengung zu eigenständigem Denken übernahm. Gegenüber dem rassisch nicht mehr einwandfreien Volk der Franzosen kehrte ich unverhohlene Überlegenheitsgefühle heraus. Ich fühlte mich der »germanischen Rasse« zugehörig - ich, die Rheinhessin,

...

Bisher hatten die Engländer als Nordländer gegolten. Da man ein Mitglied der germanischen Rasse nicht angreifen konnte, wurden sie durch Diffamierung - Entnordung, Umwandlung des seelischen Gefüges - aus der Gemeinschaft der Herrenvölker ausgestoßen, rassisch degradiert. So werden Feindbilder aufgebaut und aufrechterhalten.

194

13.8.40

[...] Vor Monaten schon habe ich mir gewünscht, in Briefwechsel mit einem »unbekannten Soldaten« zu treten, um den Krieg irgendwie persönlicher zu erleben. Aber es sollte doch jemand sein, bei dem ähnliche Interessen vorhanden sind, ein gebildeter Mensch, dass ich auch was davon hätte.

199

Einzelheiten von dem, was ihr im Krieg zugestoßen ist, kenne ich nicht. Vor einiger Zeit bat ich sie, mir Näheres mitzuteilen, falls es ihr möglich sei. Sie lehnte es ab. Das muss ich hinnehmen. In ihrem Antwortbrief beendet sie dieses Kapitel mit einem Schlusswort.

»Soweit ich betroffen bin, ist alles vorbei und vergessen, bitte, akzeptiere dies. Ich spreche niemanden schuldig. Wir haben alle Fehler gemacht: Ich gebe den Nazis keine Schuld, aber ich verstehe sie nicht. Ich habe nie einer Rasse gegenüber eine solche Abneigung empfunden wie sie - bis ich sie den Nazis gegenüber selbst fühlte. Und zwar deshalb, weil ich Angst hatte und Nacht für Nacht keinen Schlaf fand. Aber, Lore, zwischen uns hat das nichts mehr zu sagen, die Sache ist erledigt. Und zwischen anderen fängt alles wieder an. Das Menschengeschlecht macht sich schuldig. Du und ich, wir beide haben unsere Lektion gelernt und können nur hoffen, dass andere sie auch lernen, ehe es zu spät ist. Fühle Dich nicht länger schuldig. Du kannst nur für eine einzige erwachsene Person verantwortlich sein - für Dich selbst.«

200

3.10.40

[...] Das ist wohl das Allerschönste an diesem dritten Trimester: wir drei sind noch einmal, zum letzten Mal zusammen! Es ist zu schön, manchmal kaum fassbar - wie gut wir uns verstehen, in allen Dingen! Auch Gisela und Irms geht es wie mir - auch sie haben das große Bedürfnis, die Sehnsucht nach einem Freund und in die Zukunft gesehen, nach Liebe. Es ist wirklich ein brennendes Problem! Ob es andern Mädels wohl auch so geht? Und den jungen Männern vielleicht auch - und doch findet man sich nicht zusammen.

Auch diesmal sind fast nur Jüngelchen in unsrem Gesichtskreis - an der Uni - keine jungen Männer! Wie schön wäre alles, wenn Frieden wäre!

Wir drei können über alles reden, das ist herrlich. Und es ist ein sehr feines, wahres Wort, das Gisela neulich von einer Bekannten hörte, dass man auch mit Frauen sehr glückliche Stunden verleben kann! [...]

205

Was fehlt im Tagebuch?

1940

Meine Aufnahme in die NSDAP, auch ein Lehrstückchen über die sogenannte »Vergangenheitsbewältigung«. Was tut ein Mensch, der Schuldgefühle und Angst davor hat, zur Rechenschaft gezogen zu werden? Er leugnet, er lügt: Im Fragebogen zum Entnazifizierungsverfahren nach dem Krieg behauptete ich wider besseres Wissen, ich sei, weil über 21 Jahre alt, »automatisch« vom BdM in die Partei »übernommen« worden. In einer eidesstattlichen Erklärung gegenüber den Amerikanern vor einer Reise in die USA 1951 beteuerte ich gar, die »zwangsweise Überschreibung« habe ohne mein »Wissen und Zutun« stattgefunden und so sei ich »lediglich unfreiwillig ein zahlendes Mitglied gewesen«. Hat hier der Verdrängungsprozess schon begonnen? Aufgrund meines Alters fiel ich unter die Jugendamnestie; erleichtert konnte ich das fatale Thema beiseiteschieben, so weit weg, dass es allmählich sogar meinem Gedächtnis entschwand. Am Ende fragte ich mich, ob ich denn überhaupt Parteimitglied gewesen sei, zumal sich unter meinen sorgsam verwahrten Dokumenten kein Beleg dafür findet. Doch das Unbehagen, das die seltenen Gedanken an diesen dunklen Punkt in meiner Vergangenheit begleitete, bewies, dass da ein Fragezeichen nicht wegzuwischen war.

Je mehr mich in den letzten Jahren Gewissensnot und Schuldbewusstsein heimsuchten, desto dringlicher meldete sich das Bedürfnis nach verbindlicher Auskunft. Eine gleichaltrige Zeugin zeigte, selbst betroffen, eigene Verdrängungstendenzen. Ich forschte bei amtlichen Stellen. Nach zwei Jahren schließlich, ziemlich genau ein halbes Jahrhundert nachdem das Karteiblatt angelegt worden war, hielt ich meine Personalakte der NSDAP in der Hand - Walb, Lore, Ortsgruppe Alzey, Gau Hessen-Nassau, Aufnahme beantragt am 1. 4. 1940, am 1. Juli 1940 als Mitglied unter der Nummer 8395732 aufgenommen, Mitgliedskarte ausgestellt am 1. 9. 1941.

So also war's. Eine »automatische« Übernahme von HJ-Angehörigen in die NSDAP gab es zu keiner Zeit. Die Mitgliedschaft war freiwillig, ein Antrag Voraussetzung. ... Der feierliche Vorgang, »dass der Ortsgruppenleiter dem Volksgenossen die von der Reichsleitung ausgestellte rote Mitgliedskarte aushändigt und ihn gleichzeitig durch Handschlag als Parteigenossen verpflichtet«, findet sich in meiner Erinnerung nicht. Soll ich deshalb annehmen, dass ich nicht »PG«, keine »Parteigenossin« war? Dieses Schlupfloch kann ich nicht benutzen. Ich halte mich an die Auskunft, die ich nun schwarz auf weiß besitze, und komme zu dem Schluss, dass ich die Mitgliedskarte, die sich nicht mehr finden ließ, gegen Kriegsende vernichtet habe. Denn an eines erinnere ich mich genau: an meine Angst, die Angst vor der Strafe der Sieger.

213

1.1.41

Wenn ich an München denke, so werde ich auch immer an die Kunst denken, nicht an die Gemäldegalerien, die ja im Krieg geschlossen sind, sondern an Oper und Theater, und da ist mir - besonders gegen Schluss des Jahres - das Schauspiel zum ganz großen Erlebnis geworden. Mehr als 20 Opern sah ich und noch mehr Schauspiele in diesem Jahr in München. [...]

225

30.7.41

Der Kampf ist gewaltig, aber dass der Sieg uns sicher ist und bald gewiss, zeigt sich schon jetzt: nach 7 Tagen: Dünaburg, Kowno, Białystok, Lemberg erobert! 4000!! Flugzeuge, 1300 Tanks vernichtet! Zwei Armeen eingeschlossen usw. Was wird da erst in 4 Wochen geschehen sein!!!?? Man muss es einfach glauben, dass unsere Soldaten die besten der Welt sind!

Die Gedanken, die damals die Verantwortlichen bewegten, kann man in Goebbels Tagebüchern nachlesen. Wenige Tage vor dieser Kehrtwendung, am 16. Juni, notierte er: »Das Zusammengehen mit Russland war eigentlich ein Flecken auf unserem Ehrenschild. Der wird nun abgewaschen. Wogegen wir unser ganzes Leben gekämpft haben, das vernichten wir auch ... Der Führer sagt, wir müssen siegen. Das ist der einzige Weg. Und er ist recht, moralisch und notwendig. Wir haben sowieso soviel auf dem Kerbholz, dass wir siegen müssen, weil sonst unser ganzes Volk, wir an der Spitze, mit allem, was uns lieb ist, ausradiert werden.«

227

31.8.41

Was hatte aus ihm werden können, und welch ein Geschlecht wird mit ihm ausgelöscht! Es ist furchtbar.

Im Osten sind die Erfolge ungeheuer, unvorstellbar. Vor einigen Tagen kamen wieder zusammenfassende Meldungen, 900000 Gefangene sind es fast jetzt, 9000 Flugzeuge vernichtet, 13000 Panzerwagen, Zahlen, die man sich nicht vergewärtigen kann. Inzwischen sind unsere Truppen zum Schwarzen Meer gelangt, Odessa ist eingeschlossen. Die Verluste sind schwer, wenn auch im ganzen gering. - Gewiss wird dieser Feldzug in einigen Wochen zu Ende sein. Ob es dann mit aller Macht gegen England geht - noch in diesem Jahr? [...]

Und nun muss ich noch ein bisschen nachtragen von der Freude, die ich hatte. Gisela hat mich wirklich besucht! [...]

Sonntag, 31. VIII. 41

[...] Am Montag, 25. VIII., sind Sowjets und die Engländer im Iran einmarschiert. Damit haben die Engländer die Gelegenheit, die Sowjets mit Material im Osten zu versorgen. 2 Tage dauerte der Widerstand des Iran, dann musste er aufgegeben werden.

Montag, 8. September 41

Die Grausamkeit des Krieges kommt einem erst dann wirklich zum Bewusstsein, wenn man selbst - oder einem nahestehende liebe Menschen - davon betroffen wird. Am Freitag kam die schreckliche Nachricht an Tante Else, dass Günther gefallen ist: Am 2. September, gerade 16 Tage war er eingesetzt. [...] Während man von Rolf nur eben die Nachricht bekam, erlebe ich hier allen Schmerz bei Tante Else mit. Es ist ganz furchtbar. Wenn ich ihn auch nicht besonders mochte wegen seines lauten, etwas derben Wesens - vor dem Tod schweigen solche kleinen Gefühle. Günther war gerade Leutnant geworden. Wieder ein junges Leben weniger. Ein Mensch, der es auch wert gewesen wäre, Nachkommen zu haben. Wenn wir auch die Russen, diese Untermenschen, ein Schrecken für alle Kulturmenschen - man sehe nur die Wochenschau! - vernichten, am Ende verbluten aber auch wir uns bei diesem Kampf! Die Mutigsten, Kühnsten, Tapfersten - die Besten sind es stets, die fallen müssen.

229

Was hätte ich gesagt, wenn ich gewusst hätte, was Goebbels seinem Tagebuch anvertraute? Am 1. August vermerkte er: »Man gibt auch offen zu, dass man sich in der Einschätzung der sowjetischen Kampfkraft etwas geirrt hat. Die Bolschewisten zeigen doch stärkeren Widerstand als wir vermuteten [...]. Trotzdem werden wir mit ihnen fertig, hauptsächlich auch deshalb, weil wir mit ihnen fertig werden müssen.« Auch Goebbels musste sich an seiner Zuversicht festhalten. Am 19. August notierte er: »Der Führer ist innerlich über sich sehr ungehalten, dass er sich durch die Berichte aus der Sowjetunion so über das Potential der Bolschewisten hat täuschen lassen. Vor allem seine Unterschätzung der feindlichen Panzer- und Luftwaffe hat uns in unseren militärischen Operationen außerordentlich viel zu schaffen gemacht. Er hat darunter sehr gelitten. Es handelt sich um eine schwere Krise. «

26.9.41

Gestern besuchten wir gemeinsam die Familie H. Am gleichen Tag waren seine Sachen gekommen, darunter ein Notizbuch, das er als Tagebuch verwandte. Erstaunlich, dass es ausgehändigt wurde. Sein Inhalt ist für die Familie eine Kostbarkeit, in knappen Sätzen und Stichworten erfahren sie doch ein wenig von dem, was er erlebte und wie es in ihm aussah. Es ist ein erschütterndes Dokument, Verzweiflungsschrei eines jungen Menschen. »Drei Tage schon nass bis auf die Haut«, »Ablösung wird wohl keine kommen?«, »Immer noch keine Ablösung!«, »Verlorener Haufen - sollen wir denn hier alle verfaulen?« (seine letzte Eintragung!). Er gehörte der einzigen deutschen Lappland-Division an, wie man jetzt erfuh.

232

Das Schicksal deutscher Kriegsgefangener in Russland hat mich, wie alle Deutschen, bis lange nach dem Krieg sehr bewegt. Das der russischen Kriegsgefangenen war nicht nur mir keinen Gedanken und erst recht kein Mitgefühl wert. Die Fakten: Bis Kriegsende wurden 5,75 Millionen sowjetische Soldaten gefangengenommen. Über die Hälfte von ihnen, 3,3 Millionen, starben in deutscher Gefangenschaft an Hunger, Erschöpfung, Krankheit oder wurden erschossen.

234

Was wusste ich von der Euthanasie, den Aktionen zur Vernichtung »lebensunwerten Lebens«, der »Ausmerzungen« von psychisch Kranken und körperlich Missgebildeten, wie dachte ich darüber? Das Tagebuch gibt keine Antwort, meine Erinnerung auch nicht. In allen Medien, auch in Schulbüchern, wurde die Euthanasie seit Jahren propagiert. Dennoch wurden, aus Sorge vor Protesten, die Planungen geheimgehalten, ebenso die Ermächtigung, die Hitler im Oktober 1939 auf privatem Briefpapier seiner Kanzlei unterschrieb und auf den 1. September zurückdatierte - im besetzten Polen hatten die Morde an den Kranken der Heilanstalten bereits begonnen. Trotz aller Geheimhaltungsversuche sickerte die Wahrheit durch. Die Bevölkerung geriet in Unruhe. Öffentliche Proteste der Kirchen gipfelten in einer Predigt des Bischofs von Münster, Graf von Galen: »Da ein derartiges Vorgehen [...] als Mord nach dem Paragraph 211 des Reichsstrafgesetzbuches mit dem Tode zu bestrafen ist, erstatte ich [...] pflichtgemäß Anzeige. « Der mutige Protest wirkte, Hitler gab Befehl, die organisierte Mordaktion einzustellen. Das Töten hörte dennoch nicht auf; besonders betroffen waren geistig behinderte Kinder und psychisch kranke sowie arbeitsunfähige KZ-

Häftlinge. Etwa 100000 Menschen wurden bis Kriegsende Opfer des Euthanasieprogramms.

Der »Gnadentod«, wie Hitler die Euthanasie in seinem Befehl von 1939 beschönigend genannt hatte, sollte auch unheilbar Kranken zuteil werden. Die Tagebuchnotizen über den Film »Ich klage an«, in dem es um den »Gnadentod« einer MS-kranken Frau ging, demonstrieren, wie wirkungsvoll für die Erweiterung der Euthanasie geworben wurde.

239

Gisela, die in Berlin mehr hört als wir, ist furchtbar pessimistisch. Man fürchtet, wir könnten wirtschaftlich nicht durchhalten. Aber wir müssen es doch einfach!!! Was würde denn sonst aus Deutschland, aus all den Blutopfern werden? Dieser Gedanke allein ist schon Verrat an der Sache. Ich glaube noch immer an den Sieg, der unser sein wird, weil er unser sein muss, denn wir wollen doch leben! Obwohl ich fürchte, dass der Krieg auch im kommenden Jahr noch nicht zu Ende geht.

245

21.6.42

Blick in die Staatsbibliothek, »den geistigen Mittelpunkt Deutschlands«: überwältigend. Unter den Linden, wo die Uni (Prinz-Heinrich-Palais) steht, die Denkmäler Friedrichs des Großen, Humboldts usw., alle eingemauert. An der Oper noch Baugerüste von dem großen Angriff her. [...]

23.6.42

[...] Heute Mittag wollen wir durch die Stadt bummeln, Kaffee trinken, Essen geben. Zum Abendessen muss man bereits um 5 Uhr im Lokal sein! Ohne Herrenbegleitung erhält man keinen Eintritt hier in eines der großen Lokale. Alles ist knapp, mit dem Essen in den Restaurants muss es sehr schlecht sein, furchtbar wenig. Stundenlang stehen die Leute auf dem Markt und bringen Jann kaum ein Pfund nach Hause. Viele Frauen fahren weit aus der Stadt zu Gemüsehändlern, helfen Obst und Gemüse ernten, stundenlang, einen ganzen Tag, aber dann haben sie auch einen kleinen Gewinn. [...]

27.6.42

Abends sind wir eingeladen bei Bekannten. Es ist ganz nett gewesen, aber mir waren die Gespräche, die sich sehr um Krieg und die Zukunft drehten, unangenehm in ihrer Schwarzseherei, wenn ich auch fürchte, dass manches Gesagte wirklich wahr werden kann.

246

14.8.42

Dieser Krieg ist eine Strafe des Himmels. Wir Deutsche leiden wieder mehr als alle anderen darunter. [...]

247

20.9.42

Über den Krieg spricht man am besten gar nicht. Man sieht keinen Weg mehr, der zu einem Ende zu führen scheint. Mein Optimismus ist längst dahin. Letzte Stöße erhielt er in Berlin. An einen glanzvollen Sieg kann ich nicht mehr glauben. Allenfalls ein

Kompromiss-Friede. An Schlimmeres denke ich noch nicht - darin wenigstens steckt noch ein Rest des alten Optimismus. Gisela sieht dagegen ganz, ganz schwarz. Im Osten im Augenblick unendlich langer und härtester Kampf um Stalingrad.

250

14.11.42

Alle Menschen sind gedrückt. Jeder empfindet, dass Entscheidendes bevorsteht.

Das Bewusstsein der ganz großen Gefahr, die uns, die Sieggewohnten, von Afrika bis Stalingrad an allen Fronten bedrohte, erlaubte den Deutschen nicht mehr, die Augen vor der Wahrheit zu verschließen, auch mir nicht. Zum erstenmal taucht im Tagebuch die Frage auf, werden wir den Krieg verlieren, *sollte das der Anfang vom Ende sein???* Zum erstenmal ließ ich auch die Schlussfolgerung zu: *Dann wären ja all die unzähligen Opfer vergebens gebracht.* Und noch einmal beschwor ich die göttliche *Gerechtigkeit*, die doch auf unserer Seite, bei den Guten, sein müsste. Aber das Leben ist eben nicht so. Und wenn es jetzt schon schlimm für uns aussieht, *wir müssen Schlimmes, d. h. Schlimmeres, fürchten.* Alle Menschen sind gedrückt.

Zu dieser Bedrückung hat auch die Meldung beigetragen, *die in Deutschland nur wenige Herzen unberührt ließ. Unser erfolgreichster Jagdflieger, der junge 22jährige Günther Marseille, ist verunglückt.* Hans-Joachim Marseille, so hieß er, der »Stern von Afrika«, war schon an der Luftschlacht um England beteiligt, wurde mit seinem Jagdgeschwader im Frühjahr 1941 nach Afrika verlegt und erwarb sich besonderen Ruhm durch seine »Schusspräzision«. 17 Erfolge an einem einzigen Tag und insgesamt 158 Abschüsse meldet die Chronik eines kurzen Fliegerlebens.

Niemals ist mir der Tod eines Fremden so nahe gegangen. Ich weinte um ihn. Ein junger Deutscher wie aus dem Bilderbuch des Dritten Reiches - unter Abertausenden von Fotos würde ich ihn noch heute, nach 50 Jahren, wiedererkennen.

Ich muss sie überprüfen, meine Erinnerung an sein Gesicht und an mein Gefühl. In einem Lexikon finde ich das Foto, das ich suche: Ein schmales klares Gesicht im Viertelprofil, glattes Haar, schöne Augen - der deutsche Kriegerjüngling schlechthin, noch so jung, dass er weder Tod noch Teufel fürchtet. Der Cornet Christoph Rilke, die Freiwilligen vor Langemarck, der »Wanderer zwischen beiden Welten« fallen mir wieder ein, alle vom gleichen Stamm, voller Wagemut, zu frühem Tod bereit. Staunend nehme ich, da ich dies schreibe, ein immer noch lebendiges Gefühl wahr, eine Spur von Bewunderung, leise Zärtlichkeit, mit Herzweh gemischt. Hans-Joachim Marseille symbolisiert für mich die jungen Männer meiner Generation, Altersgenossen, Liebes- und Lebenspartner, die im Krieg geblieben sind - ewig jung, ein Leben lang vermisst, im Alter noch einmal betrauert

251

29.11.42

Ich glaube nicht, dass dies Buch je von anderen Augen als meinen gelesen wird, und so will ich ruhig das aussprechen, was ich denke. Ich habe einfach keine Lust, die Vertraulichkeiten eines Mannes anzunehmen, ich meine oft und immer wieder, für den mein Herz nicht ein einziges Mal schneller schlägt und also garnichts empfindet. [...] Ich habe kein Fischblut [...] und weiß, dass ich sehr heftig reagiere. Und gerade deshalb finde ich es von mir selbst unwürdig, dieses »Empfinden« - so will ich es nennen, wenn es auch mit dem Herzen garnichts gemein hat und nichts als eine Aufwallung der Sinne ist, was in meinem Alter, in dem manche »Freundinnen« schon Mütter sind, wirklich kein Wunder ist [...] - dieses Empfinden einfach an einen Belie-

bigen zu verschleudern, ich kann es doch nicht. [...] So habe ich doch auch, wenn ich ganz ehrlich bin, Angst vor Situationen, die mir vielleicht, auch gegen meinen Willen, zum Verhängnis werden könnten. Nein, auf solche Experimente lasse ich mich nicht ein. [...] Und so will ich »bis auf weiteres« doch lieber meine Gefühle, die mir wie ein kostbarer Besitz vorkommen, für mich bewahren, bis einer kommt, der auch mein Herz bewegt - und schließlich auch von meinem Kopf (wie das klingt!) anerkannt wird. Gut, der Entschluss ist gefasst! Also wird weiter »geeinsiedelt und wenn man noch so oft traurig darüber ist!! Alles zu seiner Zeit, sagt man, meine Zeit ist wohl noch nicht gekommen. [...]

253

Was für ein Schicksal steht uns und Deutschland bevor??? Müssen wir noch einmal ganz niedergebeugt werden? Kann denn der Himmel zulassen, dass wir vernichtet werden???

Ein so treues, tapferes Volk darf doch nicht untergehen - auch wenn vielleicht Fehler gemacht wurden - aber andere machten auch Fehler. In mehr als einer Hinsicht gleicht unsere Lage 1917. Um einen Sieg kann man nicht mehr beten, möge uns Gott aber doch vor der Niederlage bewahren! Wir helfen uns doch selbst und kämpfen so tapfer wie man nur kämpfen kann - wird uns Gott nicht doch auch helfen? Größere Leistungen hat noch kein Volk vollbracht, es kann doch nicht einfach ausgelöscht werden. Wir haben das gleiche Recht zum Leben wie alle anderen Völker. Warum sollen allein wir geknechtet werden? ...

Kann denn der Himmel zulassen, dass wir vernichtet werden??? Dahinter stand immer noch die Uneinsichtigkeit: Das haben wir nicht verdient! Nicht wir, mit unseren Qualitäten! Nach drei Jahren Krieg phantasierte ich immer noch von deutscher Großartigkeit: *Größere Leistungen hat noch kein Volk erbracht.* Doch die Angst, wir könnten *einfach ausgelöscht* werden, war riesengroß. *Wir haben das gleiche Recht zu leben wie alle anderen Völker* - kein Gedanke daran, dass ich selbst es den *russischen Untermenschen* abgesprochen hatte. *Warum sollen allein wir geknechtet werden?* Ich traue meinen Augen nicht. Nein, von einem Unrechtsgefühl, wie es sich kürzlich zu zeigen schien, zeugt dieses Jammern und Selbstmitleid eben doch nicht. ...

Mein aufkeimendes Schuldbewusstsein, das hier durchschimmert, bezog sich nur auf Hitlers Politik gegenüber den westlichen Besatzungsgebieten. Das heißt, der Feind stand auch für mich immer noch im Osten. Und da die Amerikaner mit dem Kalten Krieg das Feindbild übernahmen, konnte ich mich mit meinem eingegrenzten und kleingehaltenen Schuldgefühl über die Zeiten hinwegretten, wie die Mehrzahl von uns.

258

Doch trotz der täglichen Hiobsbotschaften von den Fronten klammerte ich mich auch jetzt noch an die Vorstellung, *dass wir den Krieg gewinnen müssen.* Der Tagebuchauszug vom 1. Februar ist in diesem Zusammenhang besonders aufschlussreich. Er zeigt, wie die Propaganda ein Wendemanöver vorbereitete und wie ich, die Schreiberin, mich anschloss. Nicht unseretwegen mussten wir im Osten siegen, wir waren vielmehr die Speerspitze des Westens, der Frontstaat gegen die Barbaren. Dahinter stand die verzweifelte Hoffnung, Amerikaner und Engländer könnten dies einsehen und den Krieg gegen uns beenden. Indem ich die Wende mitvollzog, konnte ich in der Weiterführung des Krieges im Osten einen Sinn erkennen. Es war unsere Armee, die

das *Hereinbrechen der Flut von Untermenschen* verhindern musste, um *Europas Menschen und Kulturen* vor den neuen Hunnen zu retten. Die Phantasie, die die Welt in die Guten im Westen und die Bösen im Osten einteilte, nahm hier ihren Anfang. Es sollte nicht lange dauern, bis die Westmächte die westdeutschen Verlierer des Krieges zu ihren Verbündeten gegen den gemeinsamen Feind, die Sowjetunion, machten. - Das einprägsame Sprachbild von der alles überschwemmenden *Flut* steigerte das Feindbild ins Überdimensionale. Zu diesem Zweck ist es bis heute in Gebrauch. Wer es benutzt, will Ängste erzeugen und schüren. Er hat Erfolg.

261

3.2.43

Heute ist der schwärzeste Tag für Deutschland in der Geschichte unseres Krieges: Die Kämpfe um Stalingrad sind zu Ende ... Hunderttausende deutscher Männer sind untergegangen ...

Eine nie gefühlte Trauer liegt über uns allen. Wer es noch nicht wusste, dem ist jetzt klar geworden: Durchhalten müssen wir! Vielleicht können wir es doch schaffen, wenn jetzt alle Kräfte angespannt werden. Es ist wahr, Deutschlands Niederlage bedeutete den Untergang des Abendlandes. ...

Von heute bis Samstag sind alle Vorstellungen künstlerischer oder unterhaltender Art untersagt. Dieses Opfers müssen wir uns würdig zeigen.

266

10.4.43

Anscheinend hatte nun Hermanns Funker renommiert davon gesprochen, kurz, er musste schriftliche Meldung machen und machte darin, wie Hermann mir schrieb, die unglaublichen Angaben von 60 bis 70 Grad Sturzwinkel und 2-3 Meter Flughöhe (Sturzkampfwinkel!). Daraufhin wurden die beiden Flugzeugführer verhaftet, im Horst in Untersuchungshaft festgehalten. Ende März vor dem Feldgericht in Krakau: Tiefflug (der häufig aus Unfug, Leichtsinn usw. von jungen Fliegern unternommen wird - was Hermann schwer verurteilt, wie ich mich aus vielen Gesprächen erinnere) wird auf Befehl des Reichsmarschalls strengstens bestraft.

Die Verhandlung stand günstig - denn sie hatten ja nur aus Luftnot so gehandelt, der Sachverständige sprach für sie, da nahm alles eine andere Wendung, als der Kompaniechef, ein Major, um Beteiligung an der Verhandlung bat. Er sprach sich für die unbedingte Möglichkeit einer Bauchlandung aus, hinzu kam, dass der Funker (der wegen Nervenzerrüttung von den Stukas [Sturzkampfflugzeugen] weggekommen war!) auf den falschen Angaben beharrte - weiterhin wollte der Major ein Exempel statuiert sehen, da vorher auf dem Horst allerlei Unbeweisbares vorgefallen war. Kurz, die Anklage lautete: Vorsätzlicher (!!!) Tiefflug - das Urteil: Degradierung zum Flieger, ein Jahr Gefängnis.

278

Am 2. September 1941 wurden die Juden im Reichsgebiet vom 6. Lebensjahr an durch Polizeiverordnung verpflichtet, in der Öffentlichkeit den gelben Stern mit der Aufschrift »Jude« zu tragen. Was habe ich mir wohl bei der Bekanntgabe dieser Brandmarkung gedacht? Ich fürchte, nichts; schon längst kannte ich keine Jüdinnen und Juden mehr. Mich beschäftigten gerade die Alzeyer Obsternte und der Krieg. Habe ich daheim, wo

im Juni nachweislich noch 44 Juden lebten, oder später in Heidelberg überhaupt einen Menschen mit dem Judenstern gesehen. Nein, behauptet mein Gedächtnis.

279

Das unsichtbare Tagebuch der Opfer wurde vor allem im Osten geschrieben. Dort, wo die deutschen Armeen den von Hitler angestrebten Lebensraum eroberten, Sieg an Sieg reihten, Abertausende von Rotarmisten gefangennahmen, dort zogen nicht nur Besatzungstruppen in die Dörfer und Städte ein. Den vier Heeresgruppen folgten vier mobile Einsatzgruppen auf dem Fuß, die, wie zuvor schon in Polen, »Sonderaufgaben« lösten, jetzt in eigener Verantwortung, unabhängig von der Wehrmacht, doch nicht ohne deren Wissen. Sie handelten gemäß der Devise, die Hitler schon fast drei Monate vor dem Angriff auf die Sowjetunion, am 30. März, für die Behandlung der »Fremdvölkischen« ausgegeben hatte: »Im Osten ist Härte mild für die Zukunft«. Ihr Feldzug bedeutete »dem Wesen und der Moral nach etwas gänzlich Neues: gleichsam den Dritten Weltkrieg« (Fest). Ihre Exekutivmaßnahmen betrafen alle Juden und alle »Zigeuner«, kommunistische Funktionäre und »Asiatisch-Minderwertige«, auch Partisanen und Kriegsgefangene. Von Juni 1941 bis April 1942 ermordeten die 3000 Mann der Einsatzgruppen, verstärkt durch »fremdvölkische« Hilfspolizei (Hiwis) und einheimische Miliz, fast 560000 Zivilisten, meist mit Maschinengewehren, später auch, zur Steigerung der Effizienz und zur »seelischen Entlastung« der Exekutanten, mit Hilfe von Gaswagen.

280

Was hätte ich, die Junge, wären mir solche Bilder zu Gesicht gekommen, zu dieser »Behandlung« der »Untermenschen« gesagt? Immer schwerer wird es mir, diese dokumentierte Vergangenheit auszuhalten; mittlerweile hat sie begonnen, mich im Traum heimzusuchen. Und je vertrauter mir der Anblick der Fotos wird, Aufnahmen von jungen Frauen, jüdischen Bürgerinnen der besetzten Ostgebiete, die nach der Eroberung ihrer Stadt bei Pogromen nackt durch die Straßen gehetzt wurden - das schreiend protestierende Mädchen in Lemberg, dessen Blöße eine Frau zu decken versucht, der angsterfüllte Blick einer schönen Jungen im lettischen Lijepaja, die ihre nackte Brust halb mit der Hand vor den Blicken der Peiniger schützt, und die Männer neben den auf der Straße Kauernden -, je vertrauter mir diese Szenen werden, desto näher rücken mir die fremden jungen Frauen, und immer lauter höre ich in mir die Frage: Wenn das mir widerfahren wäre???

281

1942

In diesem Jahr erreichte der »Krieg gegen die Juden« eine neue Dimension. Nach der Deportation wurde im Osten alsbald mit der Vernichtung einer Minderheit durch Arbeit und der »Behandlung des allfälligen Restbestandes«, der Ermordung der Mehrheit, begonnen. Diese Formulierungen benutzte der Leiter des Reichssicherheitshauptamtes, Reinhard Heydrich, der »Techniker des Mordes um der Macht willen« (Gideon Hausner) auf der »Wannseekonferenz« am 20. Januar, zu der er Vertreter von Ministerien, Parteidienststellen und SS-Ämtern geladen hatte, um die entsprechenden Maßnahmen und ihre Koordinierung zu erörtern. Bereits Mitte März begann die Massenvernichtung im Todeslager Belzec.

Wie perfekt die Abspaltung der Gefühle bei den Schreibtischmördern und den Tätern, die das grausige »Geschäft« besorgten, gelang, enthüllt ihre Sprache. Am 5. Juni gab die Einsatzgruppe C, die in der Nordukraine ihr Mordhandwerk betrieb, diese »Ereignismeldung« ab: »Seit Dezember 41 wurden mit drei eingesetzten Wagen 97 000 verarbeitet, ohne dass Mängel an den Fahrzeugen auftraten.« »Umgesiedelt«, »gesäubert«, »erledigt«, »liquidiert«, »der Grube übergeben«, »sonderbehandelt«, »verarbeitet« - wie die Taten gehört diese Sprache zu unserer Geschichte.

283

1943

Ein vertrauter Name, stellvertretend für die deutschen Juden, die in das Generalgouvernement abtransportiert und ermordet wurden: Else Ury, die Berliner Autorin, die das »Nesthäkchen« erfand, jene geliebte Gefährtin meiner Kinder- und Backfischzeit. Ihr Ruhm vermochte es nicht, die 65jährige Else Ury zu retten. Sie hatte ihre pflegebedürftige Mutter nicht im Stich lassen wollen. Am 12. Januar kam ihr Transport in Auschwitz an. Erst jetzt habe ich von ihrem Schicksal erfahren. Was hätte ein solches Wissen damals in mir bewirkt?? Wieder eine Frage, die mich heute beunruhigt.

...

Keine Erinnerungen, aber reuige, zu späte Anteilnahme ruft ein Satz in mir hervor, in dem es heißt, dass 3638056 »neue fremdvölkische Arbeitskräfte« der Kriegswirtschaft »zugeführt« werden konnten, außerdem seien 1622829 Kriegsgefangene in der deutschen Wirtschaft beschäftigt. Er entstammt der ersten Jahresbilanz des Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz, Sauckel, vom 15. März. Die »Fremdarbeiter« aus den besetzten Gebieten, in ihrer Mehrzahl verschleppt und zur Arbeit erpresst, lebten, zumal wenn sie Polen oder „Ostarbeiter“ waren, abgesondert, ausgebeutet ...

Nach Berechnungen während der Nürnberger Prozesse waren in den Kriegsjahren 12 Millionen ausländische Zivilisten, Frauen und Männer, unter ihnen sogar Kinder und Jugendliche, als Zwangsarbeiter für die deutsche Industrie und Landwirtschaft tätig. Die »Fremdarbeiter«, zu denen ich keinen persönlichen Kontakt hatte, nahm ich in diesen Kriegsjahren nur als Feinde wahr. Sie existierten irgendwo am Rande unserer Gesellschaft, sie gingen mich nichts an, sie interessierten mich nicht.

301

Und dabei spricht die Regierung noch von Sieg! Im innersten Herzen wohl will ich auch nicht glauben, dass unserem Volk der Untergang bestimmt sein soll. Aber wenn man nur ein klein wenig nachdenkt, wird einem schwarz vor Augen. Man sieht keinen Lichtpunkt mehr. Die neuen Waffen erscheinen nicht, wohl nie mehr. Dass die geplant und wohl zu bauen begonnen waren, glaube ich gewiss, aber nun konnte die Fertigstellung nicht mehr gelingen, nachdem die Russen in Schlesien eingedrungen sind. Dorthin war ein ganz großer Teil unserer Kriegsindustrie verlagert. Und nun Ruhr- und Saargebiet unmittelbar bedroht. Dazu die schlimme Ernährungslage - die großen Güter des Ostens verloren, viele andere Kampfplatz, im Westen machen die Tiefflieger die Feldbestellung fast unmöglich. Mein Gott, was soll noch werden? Aber wir dürfen doch den Krieg nicht verlieren, was droht uns danach erst!

Man darf nicht weiterdenken als bis zum heutigen Tag - und vermag es doch nicht! Dass uns der Blick in die Zukunft einmal so grau verhängt würde, wer hätte das gedacht. Was steht uns noch bevor wenn uns überhaupt beschieden ist, das Kriegs-

ende zu erleben? Gibt es für uns noch einmal wahrhaft frohe und gar glückliche Stunden? Wir sind doch noch so jung und haben noch nicht gelebt. [...]

304

Was wird noch kommen? Es ist uns nicht wohl zumute. Hungern werden wir müssen, und mich bedrückt jetzt schon die Frage - was wird aus uns Jungen? Werden sie uns wegschleppen, irgendwohin zur Arbeit?? Beispiele genug hat ihnen Deutschland gegeben!

Und wann wird der ganze Krieg zu Ende sein? Was wird erst danach kommen an Trauer und Unheil? Was wird aus unserem Hermann werden?? Wenn er den Krieg übersteht. Ach, es ist nun auch schlimm für ihn, nichts mehr von uns zu hören. Der Himmel sei uns gnädig und beschütze ihn. Lieber Gott, gib, dass wir uns am Ende des Krieges alle gesund wiederfinden! Lass Deutschland nicht ganz vergehen!

307

Heimkehrend von einer Wanderung, wurde ich mit Gisela Zeugin einer Verhaftung. Wir gingen die Stufen zu unserem Gasthof hinauf, da kam er uns entgegen, der Mann, der gerade abgeführt wurde. An seine Gesichtszüge erinnere ich mich nicht, aber an einen Ausdruck von Angst oder Schrecken und wie fahl er aussah, der Herr Lohse, Besitzer oder Mitinhaber der Fabrik, die das beliebte Duftwasser »Uralt Lavendel« herstellte, damals die einzige Konkurrenz vom »Kölnisch Wasser 4711«. Herr Lohse machte wie wir Ferien in diesem Gasthof, er war magenkrank, vom Militärdienst vermutlich freigestellt, weil er in seinem Betrieb gebraucht wurde. Ein Zimmernachbar, ein Wiener Volksschullehrer nach meiner Erinnerung, hatte ihn bei der Gestapo denunziert, weil er Radio Beromünster eingeschaltet hatte. Wer das Programm eines »Feindsenders« oder eines neutralen Staates hörte, galt seit Kriegsbeginn als »Volksschädling« und musste mit schweren Strafen rechnen. Je länger der Krieg dauerte, desto häufiger wurde gegen »Feindhörer« die Todesstrafe verhängt. Ich kann nicht sagen, ob dies sein Schicksal war oder ob Herr Lohse an seiner Krankheit und den Haftbedingungen zugrunde ging; sicher ist, dass die Denunziation ihn das Leben kostete. Ich erfuhr es nach dem Krieg.

Unser Entsetzen, die Gespräche über die Verhaftung, unsere Empörung über den Denunzianten, alles ist mir entfallen. Eines aber weiß ich genau: Als ich im September mit Sack und Pack wieder daheim angelangt war, erzählte ich meiner Mutter den Vorfall und nahm das Hitlerbild über dem Vertiko von der Wand. Meine Mutter sagte erschrocken, »wenn das jemand sieht!« Es hinderte mich nicht. Ich hatte Unrecht geschehen sehen und wie ein Mensch aussieht, dem es widerfährt - mit meinen eigenen Augen! Der Boden, auf dem ich all die Jahre so sicher gestanden hatte, wankte. Warum unterschlug ich diese erschreckende Erfahrung im Tagebuch, frage ich mich.

29.3.45

Der Gedanke an das, was uns wohl noch auferlegt wird, lässt einen keine Stunde mehr los. Es ist unfassbar, dass die zahllosen Opfer dieses Kriegs umsonst gebracht sein sollen! Und doch, es sieht so aus, ich kann keine Hoffnung mehr haben. Das einzige, was man in seinem innersten Herzen zu hoffen wagt, ist, dass der Gegner uns vielleicht doch nach dem Kriege ein wenig besser behandelt als man jetzt glauben muss. Arbeiten wollen wir ja ein Leben lang, auch in Armut und Sorge, wenn wir nur in Deutschland und beieinander bleiben dürfen!! Aber was werden sie nur vorhaben mit

uns, den jungen Männern und Frauen? Man kann nicht erwarten, dass die Amerikaner gut zu uns sind, nicht viel besser als die Russen. Vor denen aber hat wohl jeder eine furchtbare Angst, unvorstellbar ihre Grausamkeit, ein normaler Mensch wird diese Gewalttaten nie begreifen können. [...]

Nichts mehr konnte den Krieg rechtfertigen, nichts war gewonnen, alles verloren, wir hatten die *zahllosen Opfer umsonst gebracht*. Kein Lebensraum im Osten, zerstörte Städte, Menschen auf der Flucht und Tote, so viele Tote - wofür? Ich vermochte es nicht länger, mein Schuldbewusstsein zu unterdrücken; jetzt spürte ich mein schlechtes Gewissen. Das Gespenst der Vergeltung warf seinen Schatten an die Wand. Welche Zukunft durften wir, die Jungen, erhoffen?

Mancherlei fällt mir an dieser Passage auf. Zum ersten Mal benutzte ich das Wort *Gegner* anstelle von »Feind«. Auch wenn ich von den Amerikanern nichts Gutes erwartete, so fürchtete ich mich doch vor ihnen nicht mehr so sehr. Unverkennbar beeinflusste mich auch mein neues Umfeld, demokratisch denkende Menschen, die sich nicht für Hitler begeistert hatten. Doch auch sie waren infiziert vom Feindbild des Russen. Und so bestand es für mich unverändert fort, wirkte bedrohlich wie eh und je. Sie waren nicht »normal«, diese Russen, waren grausame, gewalttätige *Untermenschen*, »Menschenbestien«. Presse und Rundfunk taten ein übriges, um die Angst vor den Russen aufrechtzuerhalten. Ausführlich berichteten sie über das Wüten der Roten Armee, die den Osten Deutschlands eroberte, und über die Erlebnisse der Flüchtlinge. Den Zusammenhang zwischen diesen *Gräueltaten* und den Erfahrungen, die die Angehörigen der Rotarmisten in ihrer Heimat mit den deutschen Eroberern gemacht hatten, vermochte ich damals, auch weil mir die Informationen fehlten, nicht herzustellen.

321

30.3.45

Angst und Not vor der Zukunft! Platon: »Gastmahl«. -

Später lange Aussprache mit Irms: Was ist der Sinn unseres Lebens? Ist es Selbstsucht, das brennende Verlangen nach Erfüllung, Erfüllung in der Liebe, wenn auch in Sorge und Gefahr? Nur das Kind, fortlebendes eigenes Blut, sichert uns, denen anderes Schöpfungstum versagt ist, Unsterblichkeit. Leben, ohne Mutter geworden zu sein, erscheint mir sinnlos. Kann auch ein »unfruchtbares« Leben sinnvoll sein? Ich kann es mir nicht denken - noch nicht. [...]

Am Abend: »Haiku« - japanische Lebensweisheiten. Und Rilke.

»Auf die Frage nach dem Sinn des Lebens antwortet jeder mit seinem Lebenslauf« (György Konrád).

Der *Sinn des Lebens*, des weiblichen Lebens, ist in meinem Tagebuch ein wiederkehrendes Thema. Aber was für eine Variation an dieser Stelle! Die Sehnsucht einer fast Sechszwanzigjährigen nach Liebe und Ehe ist so natürlich wie ihr Kinderwunsch. Doch das Gebären als alleinigen Zweck weiblichen Daseins zu begreifen, Frauen, die, aus welchen Gründen immer, nicht Mutter werden können oder wollen, Wert und Identität abzusprechen, bedeutet in letzter Konsequenz, diese »Nutzlosen« als »minderwertig« einzustufen. Kein anderes Beispiel in diesem Tagebuch gibt so eindeutig und bestürzend Auskunft darüber, wie total ich das Frauenbild des Nationalsozialismus verinnerlicht hatte. Der Mann der Geist, die Frau das Herz, der Schoß, welcher Geist, Herz und Schoß reproduziert. Nach diesem männlichen Denkmodell kann die Frau, der *anderes Schöpfungstum versagt ist*, nur als Mutter ihrem Leben *Sinn* geben und *Unsterblichkeit erlangen*. Mehr noch - indem die Frau *eigenes Blut*

hervorbringt, erfüllt sie nicht nur sich selbst, sondern auch ihre überpersönliche Aufgabe gegenüber der Nation, sie sichert ihrem Volk seine Zukunft, hilft mit, das »ewige Deutschland« zu schaffen. Diesen Kernpunkt der Ideologie hatte ich nicht im Kopf, wenn ich mir Gedanken über meine private Zukunft machte. Doch unbewusst war ich auch davon infiziert. Wie sonst soll ich es mir erklären, dass ich mir, wenn die Erinnerung mich nicht trügt, damals, als so viele Männer im Krieg umkamen, nur Söhne wünschte?

Ist es in diesem Zusammenhang abwegig, dass mich plötzlich eine Frage überfällt, die mir noch nie gekommen ist, nämlich, was für ein Schicksal mir und meinesgleichen womöglich zuteil geworden wäre, wenn Hitler den Krieg gewonnen hätte? Wenn etwa Ideen, wie sie in den führenden Köpfen der SS spukten, Wirklichkeit geworden wären, Überlegungen mit dem Ziel, die Verluste an zeugungsfähigen Männern auszugleichen und die Gebärfähigkeit gerade der nun ehelos bleibenden, »überschüssigen« Frauen extensiv zu nutzen?

Schon der eingetragene Verein »Lebensborn e. V.« war Himmlers Gründung gewesen (1935). In seinen Heimen konnten »Mütter guten Blutes« ehelich oder unehelich gezeugte Kinder entbinden, die, wenn nötig, mit ihnen oder ohne sie länger dort versorgt und gegebenenfalls zur Adoption an SS-Familien vermittelt wurden. Nun stellte er sich als »hohe Auszeichnung« für die »Helden des Krieges« die Zweitehe vor. Martin Bormann, »Sekretär des Führers« und Hitlers engster Mitarbeiter bis zum Ende, und Ernst Kaltenbrunner, der Nachfolger Heydrichs im Reichssicherheitshauptamt, erwogen die Zwangsscheidung nach fünfjähriger Kinderlosigkeit der Ehe. Außerdem sollten »alle ledigen und verheirateten Frauen, soweit diese noch nicht vier Kinder haben, im Alter bis zu fünfunddreißig Jahren verpflichtet werden, mit rassisch einwandfreien deutschen Männern vier Kinder zu zeugen. Ob diese Männer verheiratet sind, spielt dabei keine Rolle. Jede Familie, die bereits vier Kinder hat, muss den Mann für diese Aktion freigeben.« So eiskalt und unbeirrbar, wie die Herren über Leben und Tod Millionen Menschenleben zerstörten, genauso skrupellos und zielstrebig hätten sie auch Millionen Menschen als Zuchtmaterial für die »germanische Rasse« und ihre »Herrenmenschen« benutzt.

Mit der Wirklichkeit stimmte das nationalsozialistische Postulat, das die Frau auf die Familie beschränkte, nie überein. Über vierzig Prozent der Frauen waren erwerbsfähig, und im Krieg wurden sie erst recht in der Produktion gebraucht.

323

31.3.45

31. III. 45

Heidelberg, Schwetzingen gestern vom Feind genommen! Südlich Mannheim in der Rheinebene schwere Kämpfe. Abends: Faust I / Radio Beromünster.

Zwei Wörter sprechen Bände. Ich hörte »wehrkraftzersetzende« Nachrichten von Radio Beromünster, ohne mich als »Volksschädling« schuldig zu fühlen!

331

20.4.45

Was aber nun das Schlimmste war - auch die Russen des hiesigen Arbeitslagers, die unbegreiflicherweise seit drei Wochen ohne Wachmannschaft sind - raubten und plünderten in unvorstellbarer Weise mit und stahlen dazu ...

332

Eine Russin mit einem großen, prallen Bündel über der Schulter, weiß war die Farbe, ein Bettlaken vielleicht, hastet daher, will sich mit ihrer Beute eilig fortstehlen. Wie eine Furie rase ich hinter ihr drein und entreiße dem Russenweib das Bündel.

Niemals gedachte Fragen kommen plötzlich mit der Erinnerung daher: Was ist aus dieser Frau geworden? Woher stammte sie? Hatten die deutschen Besatzer sie bei einer Razzia gejagt, eingefangen, verschleppt? Auf welchem Hof, in welcher Fabrik wurde die verachtete »Ostarbeiterin« ausgebeutet? Sah sie nach den Jahren des Heimwehs, der Diskriminierung ihre Familie, ihre Heimat wieder? Oder teilte sie das Schicksal vieler »displaced persons« und wurde nach dem Krieg zu Hause dafür bestraft, dass sie für den »Feind« gearbeitet hatte? Schickte man sie nach Sibirien? Kam sie gar am Ende nicht mit dem Leben davon? So viele Fragen - heute. Keine einzige damals. Kein Nachdenken über die fremde Geschlechtsgenossin, die deutscher Willkür schutzlos ausgeliefert war. Welten trennten mich von dem Russenweib, auch sie galt mir als »Untermensch«. Und wer war ich damals, ich, diese Furie im Garten??? Erinnerung. Wie peinvoll kann sie sein.

336

Dass neben Raub und Plünderungen beim Einmarsch der französischen Truppen auch Vergewaltigungen durch marokkanische Soldaten vorkamen, war kein Gerücht. Für den Fall, dass Soldaten in unser abseits der Straße gelegenes Haus eindringen sollten, war für Irms und mich ein Kämmerchen als Schlupfwinkel vorgesehen, das sich hinter einer Tapetentüre verbarg. Doch wir besprachen auch die schlimme Alternative. Nach einer Vergewaltigung konnten wir uns ein Weiterleben nicht vorstellen. Erst nach Tagen trauten wir uns wieder hinaus, und von diesem Zeitpunkt an sah ich im wörtlichen Sinne klar - ich trug meine Brille nun auch auf der Straße.

338

2.5.45

Gestern, am 1. Mai mittags, ist, wie wir heute erfuhren, der Führer in Berlin in einem der Tiergartenbunker, wo jetzt noch schwer gekämpft wird, gefallen. Er hat nun Ruhe, für ihn ist es so gewiss am besten. Aber wir? Wir sind verlassen und allem ausgeliefert und können in unserem Leben nicht wieder aufbauen, was dieser Krieg vernichtet hat. Ursprünglich waren es positive Ideen, die Hitler verwirklichen wollte, und innenpolitisch ist manches Gute geschehen. Aber außenpolitisch hat er völlig versagt, gerade auch als oberster Kriegsherr. »Der Weg einer Idee«. Was für ein Weg. Und das Volk muss nun büßen. ...

Das Elend, das jetzt noch und erst beginnt, wenn die Männer und Söhne nach überstandnem Kampf nach Russland deportiert werden, - es ist unvorstellbar. Und die ganzen Dörfer und Städte des Ostens, die schon deportiert wurden. Wie kann Gott nur so viel Leid geschehen lassen?

Aber man hört es immer wieder, gerade z. B. durch die französischen Soldaten und Offiziere und auch oft von unseren Leuten, große Schuld müssen auch wir auf uns geladen haben, vor allem die SS muss Schandbares vollbracht haben, wir wissen garnicht, welche Gräueltaten. [...]

339

Das Volk muss nun büßen. Auch diese Wehklage verrät, wie die Verdrängung vor sich geht. *Das Volk* ist schuldlos an seinem Unglück, dem verlorenen Krieg, dem Zusammenbruch, der sich gerade vollzieht.

Schuld ist der »Führer«, sind »die da oben«, die Verantwortung trugen. Wieder einmal ent-schulde ich mich.

Das Elend, das für die über eine Million deutscher Kriegsgefangenen in den russischen Lagern nun erst richtig begann, war in der Tat »unvorstellbar«, so *unvorstellbar wie das Elend* der russischen Kriegsgefangenen, die in der deutschen Rüstungsindustrie gearbeitet hatten - über 630 000 hatte man acht Monate zuvor gezählt.

Und die ganzen Dörfer und Städte des Ostens, die schon deportiert wurden, viele Male lese ich diesen missverständlichen Satz. Ich möchte ihn mir gutschreiben. Ich kann es nicht. »Fremdvölkische« und ihr Schicksal hatte ich, die Junge, in diesen Wochen weniger denn je im Kopf. Ob mich nun Gerüchte bewegten, die das Wort »Deportation« erklären, oder ob ich an Vertreibung dachte, ich grübelte, dessen bin ich sicher, über die vielen Gestalten des Unheils nach, das über uns Deutsche gekommen war.

Öfters ist, wenn es um schlechte deutsche Befindlichkeit geht, im Tagebuch von Gott die Rede, mit wechselndem Unterton. Auch in der Kirche war ich schon lange nur eine Mitläuferin, seitdem, bald nach meiner Konfirmation, unser Pfarrer nicht nur das Wort Gottes gepredigt, sondern auch die neue deutsche Heilslehre von der Kanzel herab verkündigt hatte. Und so meint Gott im Tagebuch nicht den Gott Luthers, sondern das unbegreifbare Schicksal. Indem ich die Frage stellte, *wie kann Gott nur so viel Leid geschehen lassen?*, machte ich eine höhere Gewalt mitverantwortlich für das Leid, das uns und unserem Land widerfuhr. Auf diese Weise schrieb ich weiter an der Legende von uns armen, schuldlosen deutschen Opfern. So weit, so schlecht. Wäre da nicht jenes Aber, das zu dem Thema überleitet, welches im Tagebuch bisher nicht vorkam. *Aber man hört es immer wieder, [...] große Schuld müssen auch wir auf uns geladen haben, vor allem die SS muss Schandbares vollbracht haben, wir wissen garnicht, welche Gräueltaten.*

Was wusste ich, was wusste ich nicht? Nichts von den Vernichtungslagern. Ich wusste vom Konzentrationslager Dachau. Ein Lager für Arbeitsscheue, für Leute, die dem System Schwierigkeiten machten, dachte ich. Ich kannte die Drohung, auch als manchmal unernst dahingesagten Satz: »Pass auf, sonst kommst du nach Dachau! « Da ich von Kommunisten und »Sozis« sowieso nichts hielt, fragte ich nicht nach. Und wer, der meine Gesinnung kannte, hätte mir etwas mitgeteilt?

Was wusste ich, was wusste ich nicht?

344

8. Mai 1945

Gestern mittag, 2 Uhr, am 7. Mai, wurde in Reims Deutschlands bedingungslose Kapitulation unterzeichnet.

Heute Nacht, 8. Mai 1945, um 23.01 Uhr (nach unserer Sommerzeit um 24.01 Uhr) beginnt die Waffenruhe. Der Krieg ist zu Ende. Was für ein bitteres Ende.

In England, den USA und der Sowjetunion feiert man heute und morgen den Frieden. Auf der Straße hört man den Gesang und den Jubel der Franzosen und Russen. Nur der Verstand kann dies Ende begreifen, das Herz wird es nie.

Siegesfeiern - welch ein Aufatmen für die anderen. Friede - für die anderen nur, für uns nie mehr. Und dabei scheint die Sonne wie je, die Vögel singen und die Luft atmet den Frühling wie vor zehn und wie in hundert Jahren.

Aller Glaube, alle Opfer waren vergebens.

6 Jahre nach Hitlers Machtergreifung ein Aufstieg ohne Gleichen - nochmals sechs Jahre später: der Untergang. Und da sprachen sie frevelnd vom »tausendjährigen Reich«. Hitler ist nun tot. Wir aber und die Kommenden schleppen lebenslänglich an der Last, die er uns auflud. Dies ist also das Ergebnis seiner Herrschaft. Gott scheint uns nicht mehr zu lieben.

Goebbels hat sich, wie die Russen melden, mit seiner ganzen Familie vergiftet und wurde so von den Russen aufgefunden. - Was aber haben wir davon?

Mein Gott, willst Du Dein Angesicht uns nie mehr zukehren? Man sagte so oft, hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott. Wie sollten wir uns jetzt aber noch helfen?

8. Mai 1945, der Tag der Befreiung - für mich war es ein schwarzer Tag. Ich krame das Büchlein hervor, das von Anfang bis Ende in engen Bleistiftzeilen und mit gleichmäßigen Schriftzügen beschrieben ist, um noch einmal halb vergessene Gedanken und Gefühle zu beleben. Die Notizen vom 8. Mai fallen aus dem Rahmen; das unruhige Schriftbild, die größeren Buchstaben spiegeln den inneren Aufruhr wider. Viele Male lese ich den Text, spüre dem Schmerz, der Verzweiflung nach. So viel Trauer damals. So viel Trauer heute. Sie hat sich verändert wie mein Gesicht.

Die Sechszwanzigjährige, die ins Tagebuch weint, hat noch nichts begriffen; was sich in Ansätzen zeigte, verliert sich im Chaos ihrer Endzeitstimmung. Voller Selbstmitleid richtet sie sich ein in ihrer Rolle als Opfer Hitlers und von Gott Verlassene, ohne Zukunft, aller Hoffnung bar. Als Fünfundsechzigjährige blicke ich auf die Junge zurück, von der mich nun Welten trennen - kaum eine Woche später wird sie sich über *das russische Gesindel, das als Arbeiter hier war*, auslassen, ohne nach den Gründen zu fragen und sich ihrer Menschenverachtung bewusst zu sein. Ich horche in mich hinein, das böse Wort *Gesindel* hallt lange nach, doch zum erstenmal - kann ich mich verständlich machen? - bleibe ich ruhig: So war es, so war ich, aber so bin ich nicht mehr. Ich habe mich mir gestellt, und ich habe mich gesehen.

Aber werde ich je einer Jüdin, einem Juden erklären können, warum das Wort Jude in meinem Tagebuch nicht ein einziges Mal vorkommt?

346

Am 5. Februar begann die Massenausweisung der Deutschen. 1950 waren es 19,7 Millionen Vertriebene und Flüchtlinge aus den Gebieten jenseits der Oder-Neiße und aus Osteuropa, die ihre Heimat, 2,2 Millionen, die ihr Leben verloren hatten.

347

Sidney Bernstein, der britische Truppen begleitete, filmte, was er in Bergen-Belsen beobachtete. Es war so ungeheuerlich, dass das britische Außenministerium das Dokument der Unmenschlichkeit mit der Begründung »rather cruel« den Deutschen drei Monate nach Kriegsende nicht zumuten mochte. Das Material verschwand auf vierzig Jahre in den Archiven, bis BBC Teile davon, zusammen mit Aussagen von Bernstein und Überlebenden, 1985 veröffentlichte: »A Painful Reminder«.

349

Ich lebte also während der ersten Nachkriegsjahre im Einflussbereich der Franzosen. Ich war nicht gezwungen, wie etwa die Einwohner von Dachau, Weimar oder Celle, abgezeherte, todschwache KZ-Häftlinge, ausgemergelte Leichen und ihre angesammelten Relikte, die Berge von Schuhen und Koffern, von Brillen und Goldzähnen zu

besichtigen, wie es die Alliierten anordneten, die die letzten Überlebenden befreiten. Es verlangte auch niemand von mir, dass ich einen Film darüber ansähe - die Möglichkeit dazu hätte bestanden. Ich entsinne mich meiner Abwehr: Diesen Anblick kann ich mir nicht zumuten, das halte ich nicht aus, damit hatte ich doch nichts zu tun! ... Arbeiten wollte ich. Und endlich leben! Nur noch meine private Zukunft interessierte mich. Von Politik wollte ich nichts mehr sehen und hören, sie war für mich auf lange Zeit hinaus »ein schmutziges Geschäft«.

350

1949 - zum erstenmal, mit dreißig Jahren, ging ich zur Wahlurne! Und niemals führte ich mit meiner Mutter oder anderen Menschen der Generation, die Hitler gewählt hatten, ein Gespräch über die Vergangenheit.

Mit der Entnazifizierung, von der schon die Rede war, erledigte sich die »Vergangenheitsbewältigung«. Alle Ängste hatte ich umsonst ausgestanden; sie waren so groß, dass ich mich sogar der Mitgliedschaft der NS-Frauenschaft bezichtigte, wahrheitswidrig, was ich dann zurückzunehmen versuchte. Die für die »politische Säuberung« zuständige »Spruchkammer« sprach mir nach meiner »politischen Überprüfung« für die Dauer von zwei Jahren das Recht der Wählbarkeit sowie des Beitritts zu einer politischen Partei ab und ordnete auf zwei Jahre eine berufliche Vorrückungssperre an. Diese Entscheidung fiel am 28. Mai 1947, doch schon am 2. Mai war die Verordnung über die »Amnestie für die Jugend« bekanntgegeben worden, die den Spruchkammerbescheid hinfällig machte.

351

Dieses Land, dessen demokratisches Selbstverständnis ich eben gerade an vielen Beispielen begreifen lernte, bot sich andererseits auf Schritt und Tritt unübersehbar als ein Land dar, das seine rassistischen Minderheiten, vor allem seine Bürgerinnen und Bürger schwarzer und brauner Hautfarbe, diskriminierte. Menschen wurden erniedrigt, Unrecht geschah vor meinen Augen! Ich war empört. Sechs Jahre nach dem Ende der Nazizeit, über die ich mir immer noch keine Rechenschaft abgelegt hatte, passierte etwas in mir. Angesichts der Behandlung der Schwarzen überfiel mich plötzlich die Frage: »Und was haben wir mit den Juden gemacht??« Es war ein jämmerlich kleiner und doch ein erster Schritt auf dem Weg zur Einsicht in unsere Schuld und meine Verstrickung.

1955 verstörte mich ein pakistanischer Student, den ich in meiner Isetta von München nach Norden mitnahm, auf der Autobahn zum ersten Mal mit der Frage »Was haben Sie gewusst?«, einer Frage, der ich in meinem Leben sehr selten begegnen sollte.

Aus dem Nachwort der Psychoanalytikerin Thea Bauriell

353

Das Buch ist vor allem ein Versöhnungsversuch am Ende eines bewegten, wenn auch »durchschnittlichen« Lebens, ein Versöhnungsversuch durch möglichst genaue Erinnerung an die Wahrheit. Manche Kritiker haben in der Darstellung dieses Reflexionsprozesses eine »Selbstbeweihräucherung« gesehen, die in jeder Tendenz zur Selbstanklage stecke. Sie hätten das Tagebuch lieber ohne den nachträglichen Kommentar der Autorin gesehen und veröffentlicht. Ich denke, dass jeder seinen Weg hat, mit seiner Geschichte umzugehen - oder nicht umzugehen. Nicht jeder hat den Mut, diesen seinen Weg auch öffentlich darzustellen. Gerade die Darstellung des Reflexionsprozesses, die zu kritischen Urteilen Anlass geben mag, ist aus meiner Sicht für jeden Leser und jede Leserin ein Anreiz, darüber nachzudenken, wie er oder sie selbst mit der je eigenen Geschichte umgeht.

357

... ob Victor Klemperer »eigentlich« der verfolgte Held ist, als den ihn die einen in seinen Tagebüchern erleben, oder ob er »eigentlich« ein Opportunist ist, den andere an seinem ausgeprägten Stalinkult in den 50er Jahren und an seiner Identifizierung mit dem Regime der DDR zu erkennen meinen.

359

Das miterlebende Nachvollziehen der Begeisterung der jungen Lore Walb für die »hehren« Ziele des Nationalsozialismus, ihre Tendenz, einfach nicht hinzuschauen auf die schrecklichen Seiten dieser »Bewegung«, sie können uns vielleicht ein wenig helfen, in unserer Gegenwart frühzeitig und aufmerksam zur Kenntnis zu nehmen, was unsere Generation an kollektiven Verbrechen verübt, vor allem in der Zerstörung der Lebensgrundlagen unserer Nachkommen. Die nachträgliche Betrachtung eigener Verstrickungen bringt uns vielleicht zu der Frage: Was werden unsere eigenen Nachkommen in 50 oder 70 Jahren über uns denken und sagen? ...

360

Das Buch ist eine ehrliche Darstellung der innersten und privatesten Phantasien eines jungen Mädchens beziehungsweise einer jungen Frau im Kontext einer äußerst ansteckenden gesellschaftlichen »Erkrankung«. Ich danke Lore Walb - wahrscheinlich im Namen vieler Leserinnen und Leser - für die Offenheit und den Mut, mit dem sie sich in vielen, auch für sie selbst beschämenden Facetten darstellt, und ich wünsche dem Buch die Rezeption, die es verdient.

Oktober 1996

Klaus Scheler:

„Entzaubert“

Zeitzeugenbericht 1932 - 1964

Eine historische Skizze

(als Buch erschienen im Selbstverlag 2010)

Der **Autor Klaus Scheler**, geb. 1932 in Ehrenhain / Thüringen, studierte in Leipzig politische Ökonomie und Rechtswissenschaft. Nach seiner Flucht (1954) aus dem Herrschaftsgebiet „des realen Sozialismus“ studierte er an der Freien Universität in Berlin Volkswirtschaft und an der Uni Tübingen Rechtswissenschaft. Klaus Scheler beschäftigte sich zeitlebens auch mit Fragen der politischen und gesellschaftlichen Moral und geriet dadurch, nicht zuletzt als Pazifist, immer wieder in Konfrontation mit Religion und staatlicher Macht. Nach mehrmaligen Fernostreisen, insbesondere nach Nepal, widmete er sich dem Buddhismus und dem Hinduismus. Er gewann dort die Überzeugung, dass auch zwei völlig verschiedene Religionen friedlich und tolerant nebeneinander existieren können.

Als Leiter der BUND-Gruppe Rheinfelden engagierte er sich im Umweltschutz, was in einer Chemieregion (PCP, Holzschutzmittel, Chemieabfall) auf starken Widerstand konservativer Parteien stieß. Seit 1990 lebte der Autor mit seiner Lebensgefährtin Dorothea Körner im Südschwarzwald.

Seite 13

Im Frühjahr 1938 waren meine Eltern mit mir und meiner Schwester Annelies in das „Haus Anna“ eingezogen, welches die Zentralgenossenschaft Raiffeisen meinem Vater als Geschäfts- und Wohnsitz überlassen hatte.

Seite 187

Und Vaters Hitlerglaube? Nun, der hatte auch schon Risse bekommen, seit wir Polen überfallen hatten, aber das durfte er nicht laut sagen, sonst konnte er als Geschäftsführer bei Raiffeisen einpacken. Jedenfalls waren seine Vorgesetzten bei der Hauptzentrale sehr gläubig, was den Führer betrifft.

Seite 10f.

Es entspricht der knapp zweitausend Jahre währenden kirchlichen Praxis, dass die christliche Kirche nur durch ihre Anpassungsfähigkeit an die jeweiligen politischen Verhältnisse erfolgreich fortbestehen konnte. So wundert es nicht, dass die christlichen Religionsgemeinschaften nach dem kläglichen Ende des Dritten Reiches ihre vormalige aktive Unterstützung leugnen und ihre Aktivitäten sogar in das Gegenteil verkehren: Die christlichen Mittäter von 1932 bis 1945 wurden nach dem Untergang des Dritten Reiches plötzlich zu dessen Opfern.

Seite 47ff.

Füttern verboten

... In meinem Notizbuch stand: „11. Oktober 1942 – nicht füttern“. ...

als wir hinter Garbus rechts in den langen Feldweg einbogen ... in den Leinawald ... Dann ging es den breiten Weg in den Wald hinein bis hinunter zur stillgelegten Sandgrube. Damit hatten wir auch den links liegenden Buchenwald erreicht. Hier, an alten Baumstümpfen, gab es jede Menge Hallimasche und Stockschwämmchen. Wir schwärmten zum Pilzsuchen auf Sicht- und Rufweite aus. Herrlich war es hier in diesem herbstlichen Wald, in dem man sich in den herzhaften Geruch des Buchenlaubes wie in ein seidenes Tuch hüllen konnte. Ab und zu stieß man auf eine Eiche, deren vielfarbige Herbstblätter eine Abwechslung zum Gelb des Buchenlaubes boten.

Mein kleiner grüner Blecheimer war schnell gefüllt, was bei den gefundenen drei großen Ziegenlippen und dem prächtigen Perlpilz keine Kunst war. Am unteren Weg dieses Waldstücks, der entlang dem hohen Drahtzaun des Flugplatzes führte, trafen wir uns und zeigten einander stolz die Ausbeute dieses Nachmittags. Nun wendeten wir uns nach rechts und folgten dem Drahtzaun, um dann nach einigen hundert Metern wieder auf den breiten Waldweg zu kommen, der uns an der Sandgrube vorbei, zurückbringen sollte.

Plötzlich tauchten vor uns neu errichtete Holzbaracken auf, die hinter dem Stacheldrahtzaun am Rande des Rollfeldes lagen. Vor und zwischen den einzelnen langgestreckten Baracken, die so groß, aber längst nicht so adrett wie die Baracken des Reichsarbeitsdienstes am oberen Ende der Münsaer Linden waren, sahen wir jetzt einige kahlköpfige, ausgehungerte Menschenwesen in olivgrünen Uniformresten.

„Russische Kriegsgefangene“, sagte der Vater.

„Arme Menschen“, meinte die Mutter.

Wir blieben stehen.

Einige dieser Menschenwesen krochen auf dem Erdboden herum und zupften Gras, welches sie sich hastig in den Mund schoben, während die tiefliegenden, großen Augen schon wieder suchend weiterirrten.

„Bolschewistische Untermenschen sind das“, hatte ich in der Schule gelernt, welche „kannibalisch verroht“ sogar „die Leber ihrer toten Kameraden nicht verschmähten“. Voller Abscheu hatten wir Schulkinder uns geschüttelt und hatten während solcher Erzählungen die blutverschmierten, mongolischen Fratzensgesichter dabei deutlich vor Augen. Wir stellten uns vor, wie sie dem toten Freund mit gierigen Krallenfingern die rote Leber aus dem Leib fetzten - was für Ungeheuer!

Jetzt lernte ich diese „Untermenschen“, wie die Zeitungen, die Lehrer und Rundfunksprecher die Slawen nannten, zum ersten Male selbst kennen, sah sie leibhaftig vor mir. Aber ich sah nur Menschen, welche ausgehungert Grashalme und Kleeblätter in den Mund stopften. Ich sah Menschen, welche mir unendlich Leid taten.

Vater schwieg, schluckte und bekam wieder seine feuchten Augen. Ich wischte mir die Tränen aus den Augen und versuchte tapfer zu sein. Mutter blickte dagegen nicht mitleidig erstarrt zu den Elendsgestalten hinter dem Doppelzaun, sondern holte, leise schimpfend, zwei Äpfel und den Rest der Fettbemmen aus der Leinentasche, warf Äpfel und Bemmen über den Zaun und ...

„Was machen Sie da?“, brüllte in diesem Moment eine männliche Stimme, und wir sahen einen deutschen Wachsoldaten wütend auf uns zukommen. „Wissen Sie nicht, dass das verboten ist?“

„Aber die haben doch Hunger?“, verteidigte sich Mutter.

„Füttern verboten!“, sagte der deutsche Soldat streng und fügte dann etwas milder hinzu: „Das sind doch nur Russen!“

„Aber es sind Menschen!“, erwiderte zornig die Mutter. Der Soldat drehte sich mit rotem Kopf zu meinem Vater um, sah voller Verwirrung auf das kreisrunde NSDAP-Abzeichen am Revers der Trachtenjacke und sprach ganz ruhig: „Das sollten gerade Sie als Parteigenosse wissen und verstehen.“

Der Soldat drängelte dann mit ruhiger Stimme, fast bittend: „Gehen Sie nun mit Ihrer Familie weiter. Machen Sie mir keinen Ärger“, und dann, nach einigen Zögern, kam das höchst unsoldatische Wort: „... bitte!“

Mutter flüsterte, sich der überstandenen Gefahr bewusst: „Ein Glück, dass Vati in der NSDAP ist!“

Als Mutter die Wohnzimmertür öffnete, preschte Peter an ihr vorbei, rannte die Treppe hinunter und schlüpfte zwischen Vater und der offenstehenden Haustür in den Garten. Mir schien, der schwarze Peter hatte im Rückenfell einen kleinen gelben Flaum stecken.

Mutter kam uns laut schimpfend entgegen: „Annelies hat den Kater doch nicht aus dem Wohnzimmer gejagt. Jetzt hat der Balg das Hänschen gefressen.“

„Ein blöder Sonntag ist das heute“, rief ich und wischte mir die Tränen mit dem Jackenärmel vom Gesicht.

Dann ging ich in mein Zimmer, holte den Schuhkarton mit den gesammelten Bildern der deutschen Fronthelden, der Ritterkreuzträger und Heerführer unter dem Bett hervor und zerriss alle Fotos, auch den gerahmten Spruch, den Annelies aus einem Heft ausgeschnitten und an die Wand gezweckt hatte, warf ihn zerknüllt zu den Fotofetzen in den Karton. Der Spruch hatte irgendwas über den Heldenmut der deutschen Soldaten zum Inhalt, aber als ich den Text vor dem Wegwerfen nochmals las, flimmerte auf dem Zettel, wie von Geisterhand gemalt, das Bild des Wachsoldaten auf, der heldenmütig ausgehungerte Kriegsgefangene bewachte und todesmutig Mutter zurief: „Füttern verboten!“ - Seit diesem Tag habe ich nie mehr die Bilder von „deutschen Helden“ gesammelt.

Anfang Dezember war das Russenlager verschwunden. Die meisten russischen Soldaten waren, wie der Vater erfuhr, verhungert, der Rest war in das KZ Buchenwald transportiert worden.

Seite 52

Schulfrei zum Blutrühren

Ein Freitag im Dezember 1942. Ein Wintertag wie jeder andere. Doch nicht so für mich, als die Mutter mich morgens um fünf Uhr aus dem warmen Bett rief – und auch nicht so für Müllers Hausschwein Erna, das der Hausschlachter Kurt Thieme um sechs Uhr aus dem warmen Stall trieb. In Nirkendorf, gleich links unterhalb der großen steinernen Eisenbahnbrücke, lag Müllers schmucker Bauernhof. Bauer Fritz Müller baute nicht nur Weizen, Kartoffeln und Zuckerrüben an, sondern er hatte auch sechs zugkräftige braune Pferde, vierzehn spendenfreudige Milchkühe, fünf fette Schweine und über zwei Dutzend braune Legehorn. Im gepachteten Gemeindeteich schwammen Schleien und Karpfen, und die Wasseroberfläche war bis zur Weihnachtszeit von sechs bis acht Gänsen und noch mehr Enten bevölkert. Doch Herr Müller war nicht nur Bauer, sondern auch der zuständige Ortsbauernführer und damit der „Führer“ der anderen acht selbständigen Bauern in diesem Einhundertsechzehn-Einwohner-Dorf, und, das war wohl das wichtigste, Herr Müller war ein Freund meines Vaters. Das war der Grund dafür, dass wir, die ganze Familie Scheler, stets zu den jährlichen Hausschlachtungen bei der Familie Müller eingeladen wurden. Da diese kalorienreichen Festgelage stets an den Wochentagen stattfanden, waren Annelies und ich meistens schulisch an der vormittäglichen Teilnahme verhindert. Wir trafen so erst nachmittags

zur Wurstsuppe, zur frischen Wurst und zu Obst- und Streuselkuchen ein. Dieses Jahr war das anders - dank unseres Hausarztes Dr. Paul Liebelt. Denn dieser Doktor (Mutter sagte mir, dass der Arzt nicht in der Partei sei) hatte mir eine schwächliche Konstitution bescheinigt, was meinen Vater veranlasste, auf eine kräftige, aufbauende Ernährung zu achten, damit ich nicht nochmals vom Jungvolkdienst zurückgestellt werde.

Seite 54

„Bestimmt nicht?“, wollte ich vom Hausmetzger Thieme wissen, denn er war eine hohe Persönlichkeit, zumal er doch auch noch unser Bürgermeister und der Ortsgruppenleiter war: „Schlachtvieher haben nie 'ne Ahnung, was kommt, das kannst du mir gloom, Klaus.“ „Das kann man in jeden Krieg erleben“, rief Lieselotte Müller, die gerade mit zwei Eimern eingeweicherter Kleie über den Hof ging.

Seite 61ff.

Weihnachten – Tränen der Polenmädchen

... Ende Dezember wurde es besonders kalt. Durch den Frosteinbruch mit glatten Straßen und meterhohen Schneeverwehungen war im großen Lagerhaus der Raiffeisengenossenschaft viel Arbeit liegengeblieben. Getreidesäcke waren in bereitstehende Güterwaggons zu verladen, und Düngemittel mussten in Papiersäcke abgefüllt werden.

Den beiden Kriegsgefangenen wurden deshalb noch zwei Polenmädchen zugeteilt, damit diese Arbeiten unter Aufsicht unseres Lagerarbeiters Gellert schnell und reibungslos erledigt wurden. – Die Mädchen waren total verängstigt, denn sie waren in ihrer Heimat von SS-Greifern auf der Straße weggefangen und sofort nach Deutschland transportiert worden. Ohne Abschied von den Eltern. Begreiflich, dass sie vor jeder deutschen Uniform eine furchtbare Angst hatten. Diese zwei waren als „Zwangsarbeiterinnen“ auf irgendeinem Bauernhof beschäftigt, wo zurzeit wenig zu tun war. Auf ihren grauen Steppjacken und den Kittelschürzen trugen sie ein aufgenähtes „P“ für „Pole“.

Mit Hilfe von Herrn Gellert richteten meine Mutter und ich für die vier Ausländer im kleinen Lagerhausbüro eine Weihnachtsfeier her. Eine Weihnachtsfeier mit Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern war natürlich streng verboten.

„Wir wagen es. Es ist schließlich das Fest der Liebe“, sagte meine Mutter. Sie setzte sich immer für die Unterdrückten und Gefangenen ein – genauso wie Jesus damals, grübelte ich. Eigentlich war sie tausendmal besser als alle die anderen Christen. Und ich dachte an das Kriegsgefangenenlager im Leinawald. Während die Mutter Äpfel und unsere Bemmen über den Stacheldrahtzaun warf, gingen die anderen Christen in die Kirche und sangen Choräle. Und jetzt wollte Mutter sogar eine Weihnachtsfeier für die Gefangenen veranstalten.

„Wenn wir erwischt werden“, sagte Vater, „dann kommen wir ins Gefängnis. Also, sei bitte sehr vorsichtig und passt gut auf. Sagt das auch Herrn Gellert.“ Mutter versprach vorsichtig zu sein, und ich musste den Eltern schwören, niemanden etwas von der Weihnachtsfeier zu verraten.

Im nahen Wald holte ich eine kleine Fichte und trug sie ins kleine Büro im Lagerhaus. Dann wurde das Bäumchen geschmückt - mit roten Kugeln und etwas Lametta. Der kleine Schreibtisch war mit einer weißen Tischdecke zum Weihnachtsfesttisch umfunktioniert worden und war mit Tellern, Schüsseln, Weihnachtsgebäck und einer großen brennenden Weihnachtskerze festlich hergerichtet.

Der Lagerarbeiter Gellert hatte das große Grammophon von unserem Haus in das Lagerbüro geschleppt, und ich hatte unsere schönste Weihnachtsschallplatte aufgelegt. Mutter hatte einige Stücke unseres Gänsebratens samt Rotkraut und selbstgemachten Thüringer Klößen nochmals aufgewärmt und brachte die Töpfe in dicke Decken gehüllt auf unserem kleinen Handwagen zum Lagerhaus. Alles musste heimlich und ohne Aufsehen geschehen.

Dann riefen wir Maria und Ludmilla, René und Marcel.

Sie wuschen sich in der Waschschüssel vor dem Lagerbüro die Hände und betraten etwas verlegen den kleinen Festraum. Ich hatte kurz vorher den Starthebel des Grammophonkastens umgelegt, und die Nadel fuhr etwas kratzend die abgenutzten Plattenrillen entlang, ihnen dabei gut hörbar das schöne Lied vom "Oh du fröhliche" entlockend.

Maria und Ludmilla kullerten jetzt die Tränen unaufhörlich über die Wangen, während Marcel sein graues Taschentuch aus der Uniformhose holte, sich schnäuzte, und sich heimlich die Tränen aus den Augenwinkeln tupfte. René lächelte und rief fast akzentfrei zu meiner Mutter: „O du fröhliche Weihnachten, Madame!“

Ich stand mit leuchtenden Augen neben dem Grammophon und ließ jetzt das inniglich gesungene Lied: "Es ist ein Ros' entsprungen" erklingen, während Herr Gellert dann und wann vor die Türe ging, um ungebetene Gäste abzuwehren.

Nun sangen auch die zwei polnischen Mädchen ganz leise das Lied von der gnadenbringenden Weihnachtszeit, und ich fand es in Polnisch genau so schön, wie in deutscher Sprache. Vielleicht lag es aber auch an den beiden Mädchen, die das Lied so voller Inbrunst und Schwermut sangen, dass ich vor Rührung immer wieder schlucken musste.

Die dünnen Kerzen des Weihnachtsbaumes waren inzwischen fast niedergebrannt und mussten gelöscht werden. Das hatte für die Mutter Signalwirkung. Sie wickelte die Töpfe aus den Decken und bat die vier Weihnachtsgäste, Platz zu nehmen. Der Duft von Gänsebraten, Beifuß und Bratäpfeln überdeckte den mehligem Geruch der Lagerhalle. Die beiden Mädchen strahlten uns an und sagten immer wieder: „Danke, danke, gute Frau ... guter Junge ...“ Und zu Herrn Gellert: „Guter Mann“ und langten jetzt herzlich zu. Dieser Tag, zwei Tage nach unserem familiären Weihnachtsfest, war der eindrucksvollste Weihnachtstag, den ich bisher erlebt hatte.

Seite 77f.

Aber zunächst wurde mir noch ein Jahr in Freiheit geschenkt. An einem Nachmittag im März 1942 wurde mir von Mutter eröffnet: „Heute gehen wir zum Doktor! Es ist höchste Zeit.“

Da ich keine frischen oder eiternden Wunden, kein Fieber und keine Bauchschmerzen hatte, war mir der Sinn eines Arztbesuchs schleierhaft. Auf meinen entsprechenden Protest hin, wurde mir die Wichtigkeit des Arztbesuchs erklärt:

„Am 20. April, Hitlers Geburtstag, müssen die zehnjährigen Jungen und Mädchen zur Hitlerjugend. Ich denke jedoch, dass du für den Dienst viel zu schwach und kränklich bist. Ich habe das schon mit Herrn Liebelt besprochen.“

„Aber das bin ich doch gar nicht“, widersprach ich.

„Willst du denn zum Jungvolk?“ fragte die Mutter.

„Nee.“

„Siehste.“

„Aber Vater?“

„Wenn der Arzt sagt, dass du krank bist, dann bist du krank. Das wird auch Vater einsehen“, sagte Mutter bestimmt.

Mutter bekam tatsächlich vom Arzt die ersehnte schriftliche Beurteilung, dass ich wegen allgemeiner schwächlicher Konstitution (Spulwürmer), Rückgratverkrümmung und dadurch bedingter Haltungsfehler für den Dienst im Jungvolk der Hitlerjugend vorerst nicht tauglich sei. Nach Vorlage dieser ärztlichen Bescheinigung kam von der Bannführung der Hitlerjugend der Bescheid, dass ich für ein Jahr vom Dienst im Jungvolk zurückgestellt sei.

Übrigens: Das verschriebene Stützkorsett wurde nie angeschafft. Die Spulwürmer gingen ab, nachdem ich einen ganzen Tag gehungert und zwei Salzheringe mit nur einer Kartoffel gegessen hatte. „Bei Salzheringen hauen die ab, da brauchen wir keine andere Medizin“, sagte die Mutter dem Doktor.

Er gab ihr recht.

Aber auch dieses von Dr. Liebelt und meiner Mutter geschenkte dienstfreie Jahr zerrann. Tag für Tag, Tropfen für Tropfen, bis das Jahresfass leer war.

Seite 79, 82

Vom hohen Schornstein der Ziegelei grüßte eine große Hakenkreuzfahne ins Dorf. Heute wurde ich mit acht anderen Jungen von Ehrenhain in das Fähnlein 27, Stamm 361, als Pimpf aufgenommen.

Unser Fähnlein bestand aus zweiundvierzig Pimpfen und war in zwei Jungzüge unterteilt: den Jungzug Oberdorf und den vom Unterdorf. Der zuständige Jungzugführer fürs Unterdorf war der blonde Hans Müller aus Nirkendorf, der vom Oberdorf war Pius, der Sohn von unserem Pfarrer. Die Fähnleinführer waren Zamba und später Hans-Günter Meinig. An diesem festlichen Führergeburtstag trug ich zum ersten Mal die vom Vater geschenkte HJ-Uniform und ging mit gemischten Gefühlen hinüber zum Sportplatz hinter Johns Bahnschlösschen. ...

Im Laufe des Sommers bekamen wir auch einen neuen Fähnleinführer: Hans-Günter Meinige, denn Zamba wurde im Wieratal Fähnleinführer.

Seite 89

Richard rief mir zu: „In deinem Kopf hältst Du Gott für einen gütigen, alten Mann mit weißem Rauschebart und freundlichen Lächeln. In den Bombennächten sah ich Gott ganz, ganz anders.“ Richard Stimme wurde leiser und leiser und mir war, als wären die weiteren Worte gar nicht für mich bestimmt: „Er hat blutige Hände und ist ohne Mitleid. Für mich ist das besonders schlimm, denn ich bin katholisch.“

Seite 97

Ende Juni kam ein uniformierter, verspäteter Geburtstagsbote zu mir und schenkte mir zwei europäische Sumpfschildkröten aus Kroatien. Heinz Kießhauer aus Langenleuba war nicht nur Vaters ehemaliger kaufmännischer Angestellter, sondern auch ein ausgesprochener Tierfreund. Heinz kannte nicht nur jede Vogelstimme, oder zumindest fast jede, sondern er war auch ein gemäßigter Freund von Reptilien und Amphibien.

Seite 180ff.

Der Todeszug

Und Gott, den die Menschen dort, wo kein Krieg ist, lieb nennen, schlief auch an dem Tag, als ich den Todeszug beobachtete, der genau vor meinem Zimmer hielt.

Die schlecht geölte Bremsen eines Zuges quietschten nervtötend. Keine dreißig Meter waren es von meinem Zimmer aus bis zu den Gleisen. Dann hörte ich Stimmen, Befehle.

Ich warf „Robinson Crusoe“ auf das Bett, ging zum Fenster und blickte interessiert nach draußen: Ein Güterzug, gerade wurden von bewaffneten Soldaten der SS die Türen zur Seite geschoben, und zum Vorschein kamen Menschen in grauen, gestreiften Kitteln: Häftlinge. Weiter hinten standen Waggons mit niedrigen Seitenteilen. Normalerweise waren diese Wagen mit Runkel- und Zuckerrüben geladen. Heute bestand die Ladung aus Menschen. Sie hingen über die flachen Seitenteile der Güterwagen: hohlwangig, ausgemergelt. Ich konnte nicht erkennen, ob es Männer und Frauen waren, denn zu formlos hingen die blau-grau gestreiften Kleiderreste an den formlos abgemagerten Körpern. Gespenster in der strahlenden Helle dieses Nachmittags. Irgendwo war vor den anrückenden amerikanischen Truppen ein Zuchthaus oder Straflager geräumt worden. Vielleicht das Konzentrationslager Buchenwald?²

Nun sah ich sie selbst, diese inhaftierten „Kriminellen, Juden, Partisanen und Staatsfeinde“, von denen uns in der Schule und im Jungvolk schon so viel berichtet worden war. Aber sie hatten nicht diese wutverzerrten und gefährlichen Visagen, und sie schrien oder sangen auch keine Kampfparolen gegen Hitler. Sie sahen nur hungrig und verzweifelt aus.

Entlang des Güterzuges der Halbtoten patrouillierten Wächter: Soldaten einer Elite-truppe mit Totenkopfzeichen am Revers.

Ich rannte in die Küche, die Mutter zu holen. Dann standen wir am Fenster und starrten hinüber. „Soll ich denen Essen bringen, Mutti?“

„Wie kannst du einen ganzen Güterzug voller Menschen etwas zu essen bringen? - Außerdem ist es nicht erlaubt. Das weißt du doch!“

„Wir können nichts tun?“

„Es gibt eben Zeiten, da gehören die Gefängnisaufseher hinter Gitter“, sagte Mutter leise. Ihre Worte waren wohl mehr gesprochene Gedanken und weniger für mich bestimmt.

„Müssen die Soldaten das tun?“, fragte ich die Mutter.

„Ob die es nun dürfen oder müssen, für manche Menschen ist da kein Unterschied! Sie dürfen es tun, also tun sie es auch. Da sind sie wie schlecht erzogene, garstige Kinder.“

„Aber es gibt auch andere SS-Männer, Mutti, ich meine diese anständigen, deutschen Soldaten?“

„Ja, mein Kleiner, es gibt auch andere!“

Bahnhofsvorsteher Hiller bestätigte später meinem Vater, dass dieser Zug ein Häftlingszug aus dem Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar war. Buchenwald musste geräumt werden, da von Süden her der Ami im Anmarsch sei. Aber keiner wusste jetzt, so berichtete der Bahnhofsvorsteher weiter, auch die Zugbegleitung nicht, wohin eigentlich die Fahrt gehen sollte. Denn drüben, irgendwo im „Nahen Osten“, hinter der Murg, marschierte der Russe nach Westen. Keiner kannte mehr den Frontverlauf. Vielleicht deshalb, weil es eine richtige Front nicht mehr gab.

² Erst nach dem Krieg bemerkten die Deutschen, dass sie von Konzentrationslagern nie etwas gehört hatten.

Herr Hiller plauderte weiter, dass der Zug nach Narsdorf, Richtung Penig, fahren werde. Dort wolle man auch die Toten ausladen. - „Hier im Dorf gaffen zu viele Leute“, führte er aus, stolz auf seine heutige Bedeutung.

„Und die Lebenden?“, fragte Vati.

„... werden vielleicht auf der Flucht erschossen?“

Was ich an diesem Tag gesehen hatte, war für mich kein Abenteuer, sondern die Verwirklichung eines grausigen Gerüchts.

In den vergangenen Monaten hatten Soldaten, die von der Ostfront auf Urlaub kamen, in Andeutungen so furchtbare Dinge erzählt, die Vater nie für möglich gehalten hatte. Früher hatten wir von Heinz Kießhauer dergleichen von den Kroaten gehört, jetzt zunehmend von unseren Soldaten. Nur in die Hände der sowjetischen Flintenweiber, wie man die russischen Partisaninnen nannte, wollte kein Soldat fallen, deren Grausamkeiten gegenüber „gefesselten Soldaten ist unvorstellbar“.

Vater hatte früher bei schaurigen Berichten der Frontsoldaten oft gesagt, dass der Führer damit bestimmt nichts zu tun hat. Jetzt sprach er, flüsternd, so wie Mutter.

An solchen Tagen stieg ich auf meine Denkgabel im alten Apfelbaum und träumte davon, ein allmächtiger Gott zu sein: jeder Mensch, der gegenüber einem anderen Grausames vorhat, würde ich kurz vor der Tat an einem Herzschlag sterben lassen. Aber ich war halt kein Gott. Und so blieb es bei den vielen Grausamkeiten.

Eva Sternheim-Peters: „Habe ich denn allein gejubelt?“ Eine Jugend im Nationalsozialismus, Europa Verlag, Berlin-München, 2015

Die Autorin des hier in Auszügen wiedergegebenen Buches, Eva Sternheim-Peters, ist 1920 in Paderborn geboren; Psychologin; verheiratet mit dem Maler und Publizisten Arie Goral-Sternheim (stammte aus einer deutsch-jüdischen Familie); dieses Buch erschien in der ersten Auflage 1987; Eva Sternheim-Peters schreibt über sich selbst in der distanzierten Form als „E.“

S.65

... der Ausbruch des Spanischen Bürgerkrieges.

Der zwar verzweifelte Kampf der legal und demokratisch gewählten spanischen Republik gegen die Legionärs- und Kolonialtruppen des von Marokko aus putschenden Generals Franco wurde im katholischen Mädchenlyzeum St. Michael vom ersten Tage an als Kampf zwischen Gott und Satan (oder auch zwischen St. Michael und Luzifer) gedeutet. E. hörte nicht nur im Religionsunterricht der Schule zahllose Gräueltaten über die „Rotspanier“, die Priester und Bischöfe, Nonnen und Jungfrauen lebendig verbrannten, Gefangene von Ratten auffressen ließen und das Christentum und alle Kultur, alles Gute, Schöne und Edle ausrotten wollten. Ähnliche Berichte standen auch in den Zeitungen, prägten sich aber weniger eindrucksvoll und unauslöschlich in die kindliche Seele. Immer neue Dimensionen des Grauens wussten die Nonnen zu berichten, da sie offenbar über zusätzliche, noch detailliertere Informationsquellen verfügten als die gleichgeschaltete Presse.

Die Wirkung der Leidensgeschichte Christi mit Geißel um, Drohungen Krönung und Kreuzigung hatte sich durch ständige Wiederholung etwas abgenutzt, die von wilden Tieren zerrissenen, als lebendige Fackeln verbrannten oder in siedendes Öl getauchten christlichen Märtyrer im alten Ruhm gehörten - Gott sei Dank - der Geschichte an. Afrika, wo noch heute manchmal christliche Missionare von wilden schwarzen Heiden auf schreckliche Weise umgebracht und aufgefressen wurden, war weit weg, so hielt es das Kind mit den leidenden und verfolgten Christen Spaniens und mit dem christlichen General Franco, der, stellvertretend für die gesamte Christenheit, mit seinen christlichen Soldaten einen Kampf zwischen den Mächten des Lichtes und den Mächten der Finsternis ausfocht. Niemand in E.s Umwelt fand auch nur ein einziges Wort zur Verteidigung der spanischen Republik. Niemand bezweifelte die Gräueltaten der »Rotspanier«. Niemand berichtete über Gegenbeispiele von der »rechten«, der »richtigen«, der »christlichen« Seite, an denen es in jenem von beiden Seiten mit beispielloser Grausamkeit geführten Kampf weiß Gott nicht gefehlt hat.

Von der militärischen Unterstützung Francos durch die NS-Regierung erfuhr E. im Sommer 1939, als der »Legion Condor« in Berlin ein triumphaler Empfang bereitet wurde. Niemand in ihrer Umgebung stieß sich daran, dass dieser Einsatz unter dem Bruch der Neutralitätsbehauptungen Hitlers erfolgt war, denn dem Satan gegenüber war jede List erlaubt. Die Brüder erzählten abenteuerliche Geschichten, wie sich die Legionäre, als harmlose Touristen getarnt und zu strengster Geheimhaltung verpflicht-

tet, bei Nacht und Nebel eingeschifft hatten, und lernten in der Hitlerjugend das »Lied der Legion Condor«:

»Wir flogen jenseits der Grenzen mit Bomben gegen den Feind,
hoch über der spanischen Erde, mit den Fliegern Italiens vereint ...
Vorwärts, Legionäre! Vorwärts, im Kampf sind wir nicht allein,
und die Freiheit soll Ziel unsres Kampfes sein. Vorwärts, Legionäre!«

Dass es nicht die Freiheit der kleinen baskischen Stadt Guernica im Norden Spaniens gewesen war, erfuhr E. lange Jahre nach dem Krieg in einer Picasso-Ausstellung. Von Deutschen, die in der »Internationalen Brigade« zusammen mit Freiwilligen aus aller Welt die Freiheit der spanischen Republik verteidigt hatten, hörte sie während des Dritten Reiches nichts, obwohl ihre Lieder ähnlich klangen:

»Die Heimat ist weit,
doch wir sind bereit
zu kämpfen und sterben
für dich: Freiheit! «

Zur Errichtung der Franco-Diktatur, die für 36 Jahre alle demokratischen Freiheiten in Spanien auslöschte, veröffentlichte der Bischof von Münster, Clemens August Graf von Galen, im April 1939 einen Hirtenbrief:

»Der gottlose Kommunismus und Bolschewismus, der mit Gottes Willen jetzt gänzlich besiegt und seiner Macht beraubt ist, hat durch mehr als drei Jahre in Spanien gewütet.
Welche Gefahren wären dem christlichen Abendland, auch unserem Volk und der ganzen Welt erwachsen, wenn Moskau gesiegt und ein neues Zentrum der kämpfenden Gottlosigkeit und der zersetzenden Wühlarbeit in allen christlichen Staaten diesseits und jenseits der Meere im Südwesten Europas errichtet und ausgebaut hätte. Darum stimmen wir mit dem heldenhaften und befreiten spanischen Volk in den Jubel ein und in den Dank gegen Gott, der den tapferen Kämpfern gegen den Antichrist den Sieg geschenkt hat.«

S.122

... jenem Stimmungswandel, der durch alle Poren drang und als Zurückgewinnung von Lebensmut und Zukunftshoffnungen eines ganzen Volkes auch von ausländischen Korrespondenten als »deutsches Wirtschaftswunder« staunend beschrieben wurde. So zum Beispiel von Lloyd George, dem britischen Premierminister während des Ersten Weltkrieges und der Versailler Friedenskonferenz, hochgeachteter Führer der liberalen Partei. Nach einem Deutschlandbesuch schrieb er im Daily Express vom 17. September 1936:

»Ich bin eben von einem Besuch in Deutschland zurückgekehrt. Ich habe jetzt den berühmten deutschen Führer gesehen ... Was immer man von seinen Methoden halten mag - es sind bestimmt nicht die eines parlamentarischen Landes -, es besteht kein Zweifel, dass er einen wunderbaren Wandel im Denken des Volkes herbeigeführt hat ... Zum ersten Mal nach dem Krieg herrscht ein allgemeines Gefühl der Sicherheit ... Über das ganze Land verbreitet sich die Stimmung allgemeiner Freude. Es ist ein glücklicheres Deutschland ... Dieses Wunder hat ein Mann vollbracht. Er ist der geborene Menschenführer. Eine mag-

netische, dynamische Persönlichkeit, mit einer ehrlichen Absicht, einem entschlossenen Willen und einem unerschrockenen Herzen ... Die Alten vertrauen ihm, die Jungen vergöttern ihn ... Er ist der George Washington Deutschlands.«

Auch Winston Churchill war fasziniert, so in einer Rede vom 11. November 1937: »Man mag Hitlers System verabscheuen und dennoch seine patriotische Leistung bewundern. Wenn unser Land besiegt würde, hoffe ich, dass wir einen ebenso bewundernswerten Vorkämpfer finden, der uns wieder Mut gibt und uns auf unseren Platz unter den Nationen zurückführt.«

S.140

Der Besitz eines Personautos war in E.s Kindheit ausschließlich Ärzten sowie wenigen reichen Geschäftsleuten vorbehalten. In der zweiten Hälfte der Dreißiger rollte die Motorisierungswelle an. Die Zahl der Autobesitzer stieg in Deutschland schneller als in Großbritannien, aber das große Vorbild war Amerika. Hitler erklärte die Motorisierung zum Ziel der nationalsozialistischen Politik, denn » das deutsche Volk hat genau dieselben Bedürfnisse wie das amerikanische«. Henry Ford, der als Erster billige Autos für seine Arbeiter produzierte, war ungemein populär. Nach der Gründung des DAF-Volkswagenwerkes in Wolfsburg 1938 stiegen die Erwartungen steil an. Sie veranlassten 300 000 Deutsche, monatlich 17 RM zu sparen, um in vier bis fünf Jahren Besitzer eines Volkswagens zu sein, dessen Preis bei 950 RM liegen sollte.

S.149

Trotz Klassenvermischung und Klassenaufbrechung, trotz Aufstiegsoptimismus und Aufstiegschancen ging es in der Volksgemeinschaftsideologie nicht um die Abschaffung der Klassenverhältnisse, sondern um das übergreifende gesinnungsbildende Gefühl der Volksgemeinschaft, das die »Klassenschranken im Bewusstsein« ablösen sollte. Die Begriffe »Sozialismus« und »sozialistisch« spielten dabei eine große Rolle. Sie wurden mit Gesinnungen und Verhaltensweisen gleichgesetzt, die gemeinhin als »sozial« bezeichnet werden. So erklärte Hitler das Winterhilfswerk als einen Beitrag der Erziehung zu »sozialistischem« Denken und Handeln; Robert Ley formulierte schlicht: »Sozialismus, das ist Kameradschaft«, und Baldur von Schirach: »Jugend ist vorurteilsfrei und einer echten Gemeinschaft fähig, ja, Jugend ist Sozialismus.« Tatsächlich kam es in der Massenorganisation der Hitlerjugend und auch im Reichsarbeitsdienst zu einem Abbau sozialpsychologischer und in der sozialen Herkunft begründeter Schranken innerhalb der Jugend, den es bis dahin nicht gegeben hatte, aber diese Nivellierung spielte sich nur im Bewusstsein ab und verhinderte gleichzeitig echte sozialrevolutionäre Ansätze.

Ziel des nationalsozialistischen Sozialismus war nicht die Sozialisierung der Produktionsmittel, um - nach der Theorie des wissenschaftlichen Sozialismus - die Entfremdung des Menschen von seiner Arbeit aufzuheben, sondern die »Sozialisierung des Menschen«.

Hermann Rauschning, der ehemalige Senatspräsident der Freien Stadt Danzig, fasste die ihm gegenüber angeblich geäußerten Ansichten Hitlers in folgender Weise zusammen:

»Unser Sozialismus greift viel tiefer. Er ändert nicht die äußere Ordnung der Dinge, sondern er ordnet allein das Verhältnis des Menschen zum Staat, zur Volksgemeinschaft ... Warum soll ich mich mit allen diesen halben Aushilfen noch

abgeben, wenn ich viel Wesentlicheres in den Händen habe: den Menschen selbst nämlich ... Was heißt schon Verstaatlichung, Sozialisierung. Als ob irgendetwas damit geändert ist, dass die Besitztitel der Fabrik nun jetzt in Händen des Staates sind und nicht mehr des Herrn Lehmann ... Die Zeit des persönlichen Glücks ist vorbei. Wir werden dafür ein Gemeinschaftsglück empfinden ... Es ist das, was in solcher Intensität nur die ersten Christengemeinden empfunden haben können ... Was besagt da schon Besitz und Einkommen. Was haben wir das nötig: Sozialisierung der Banken und Fabriken. Wir sozialisieren die Menschen.«

Gesellschaft schien nur mit der »Kraft des Herzens« erreichbar. Sozialismus bedeutete nichts anderes als die weltliche, säkularisierte Form christlicher Nächstenliebe, mit der Ungerechtigkeiten und allzu krasse Unterschiede zwischen Arm und Reich gemildert und versöhnt werden sollten.

S.160

Die in der deutschen Geschichte einmalige Mobilisierung der Bevölkerung auf Massenveranstaltungen gilt heute als Zwang, die totalitären Traumergebnisse der Wahlen und Abstimmungen werden als »plebiszitäre Akklamationen« abgetan. Tatsächlich hatten sie mit politischer Meinungsbildung wenig zu tun, umso mehr mit Gefühlen von Stärke, Leidenschaft, Entschlossenheit, Tatkraft und Stolz. An den ständigen Selbstdarstellungen des Dritten Reiches mit Fahnen und Uniformen, Trommeln und Fanfaren, Fackeln und Scheinwerfern, an Kundgebungen, Parteitagen, Feierstunden, Aufmärschen und Paraden nahmen Hunderttausende freiwillig teil. Sie boten kleinbürgerlichen und proletarischen Massen in bis dahin niemals erreichtem Maße die Möglichkeit, sich positiv und bejahend mit ihrem Staat zu identifizieren und sich als politische Wesen und Träger dieses Staates zu fühlen. Mitgliedschaft und Dienst in den klassenindifferenten NS-Organisationen boten zudem zahlreiche (antiautoritäre!) Durchbrechungen und Überwindungen alltäglicher schulischer, beruflicher und familiärer Abhängigkeiten. Ein reicher Segen von hauptamtlichen und ehrenamtlichen Posten und Funktionen, Orden und Medaillen, symbolischen Ehrungen und Ernennungen regnete über das Volk. Im Jahre 1935 gab es bereits 200 000 »Hoheitsträger« der Partei, insgesamt fast 1,5 Millionen Funktionäre der verschiedenen Standes-, Berufs- und Wohlfahrtsorganisationen, außerdem unzählige ehrenamtliche Funktionsträger wie zum Beispiel Ortsgruppenleiter, Zellenleiter und Blockwarte. Fast eine halbe Million Blockwarte »betreuten« je 40 bis 60 Haushalte mit etwa 160 bis 240 Personen. Ihre Aufgabe bestand im Austeilen von Wahlunterlagen und Lebensmittelkarten, Formularen für Volkszählungen, Auszahlungen von Beihilfen, Übergabe von WHW-Spenden und so weiter sowie im Einkassieren von Mitgliedsbeiträgen für NS-Organisationen. Von zusätzlichen Aufgaben, wie Agitieren, Weitergabe der Volksstimmung nach oben, Denunzieren von »verdächtigen Elementen«, hörte E. während der Zeit des Dritten Reiches nichts, weil sie niemanden kannte, der davon betroffen war. Sie wurden wohl auch keineswegs von allen Blockwarten im gewünschten Sinne durchgeführt, da man bei dem großen Bedarf an ehrenamtlichen Helfern nicht besonders »wählerisch« sein konnte. Nur 30 Prozent der Blockwarte waren alte Kämpfer, weniger als die Hälfte Parteigenossen, und von dem für einen benachbarten Häuserblock Verantwortlichen wurde sogar gemunkelt, er sei früher mal Kommunist gewesen. Parallel dazu lief bereits in den Vorkriegsjahren die Durchstrukturierung der Wohnbevölkerung durch den Luftschutzbund, der nicht bei Wohnblocks haltmachte, sondern für jede Luftschutz-Kellergemeinschaft einen Luftschutzwart vorsah und auch die »Kellergefolg-

schaft« zu Funktionärsträgern – so zum Beispiel E. zum »Melder« - machte. In der Hitlerjugend machte man sich über diese »Posteritis« mit der fiktiven Rangbezeichnung eines »stellvertretenden Adjutanten des Jungenschaftsführers« lustig.

S.166

Im November 1939 werden erste Symptome einer wachsenden Solidarität mit dem Regime beobachtet, im Januar 1940 wird eine aktive Antikriegsstimmung vermisst und im Februar 1940 davor gewarnt, den Krieg im Reich für unpopulär zu halten und den Willen zum Sieg gering einzuschätzen. Kurz vor Kriegsende ergaben Untersuchungen in britischen Kriegsgefangenenlagern, dass nur neun Prozent der deutschen Soldaten eine dezidiert ablehnende Haltung gegenüber der NS-Regierung einnahmen, 15 Prozent sich unentschieden äußerten, während die übrigen 76 Prozent den Nationalsozialismus vor allem wegen seiner wirtschaftlichen und sozialen Leistungen, insbesondere auch wegen der durch ihn bewirkten Überwindung der Klassenschranken, in Ehren hielten. Im Jahre 1947 äußerten sich 50 Prozent der von einem britischen Meinungsforschungsinstitut befragten Einwohner der britischen Besatzungszone in Deutschland, der Nationalsozialismus sei eine prinzipiell gute, aber schlecht durchgeführte Sache gewesen. Von den unter 30-Jährigen mit einer achtjährigen Schulbildung waren es sogar 68 Prozent. Die Aussagen über das Schlechte gipfelten in Äußerungen wie: »Nur den Krieg und das mit den Juden, das hätte er nicht machen dürfen«, und über das Gute: »Dass wir alle zusammengehören. Dass jeder für jeden verantwortlich ist.«

S.173

... von der sozialistischen Trias »Arbeiter, Bauern, Soldaten«:

»Wir tragen und bauen das Reich,
nie wollen wir es verraten!
Arbeiter, Bauern, Soldaten«,

der zivileren »Bauer, Bürger, Arbeitsmann«:

»Wir sind nicht Bauer, Bürger, Arbeitsmann,
haut die Schranken doch zusammen, Kameraden«,

von »Stadt und Land«:

»Im einigen Reich steht jeder seinen Mann,
Stadt und Land Hand in Hand«,

von den Brüdern des Rütlichwures der freien Schweizer Eidgenossen:

»Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern
in keiner Not uns trennen und Gefahr«

S.176

E. liebte ihr Volk mit heißem Herzen und brennender Liebe. Diese Liebe umfasste alle deutschen Volksgenossen diesseits und jenseits der Grenzen und - während des Krieges - alle deutschen Soldaten, die in fernen Ländern für Deutschland kämpften. Sie war umso reiner, je ferner, abstrakter und symbolischer die umschlungenen Millionen blieben, denn allzu konkrete Begegnungen, so zum Beispiel mit dem mythisch verklärten Bauernstand, verliefen oft ernüchternd und enttäuschend. Irgendwann stellte sie sogar fest, dass es die Bauern aus der Blut-und-Boden-Literatur überhaupt nicht gab. Auch der »Bodensatz« an »asozialem, entartetem, ehrlosem und arbeitsscheuem Gesindel«, den es »> leider auch im deutschen Volke gab«, blieb von der Umarmung ausgeschlossen. Am besten gedieh das »große« Gefühl, die »reine« Idee der Volksgemeinschaft als verborgenes, kostbares Gut, als heimliches Feuer, dem E. tief in der Seele einen Altar errichtet hatte.

Wenn sie heute versucht, dieser Idee Erlebnisse zuzuordnen, fallen ihr Hochstimmungen bei Kundgebungen und in Feierstunden ein, die von Nachgeborenen als Rausch, dumpfeste Hordeninstinkte und Massenhysterie bezeichnet und gelegentlich, da Vergleichsmöglichkeiten lange Zeit fehlten (erst mit der kurzfristigen Vereinigungseuphorie nach dem Fall der Mauer gegeben sind), mit Ausnahmezuständen kreischender und johlender Beatles-Fans verglichen werden. In E.s Erinnerungen gehörten sie einer völlig anderen Erlebnisqualität an, einem zwar gelegentlich strahlend überschäumenden, meist jedoch eher verhaltenen, innigen, elementaren und zugleich schmerzlichen Glücksgefühl, das Brüderlichkeit, Gemeinschaft, Geborgenheit hieß, und sie stellt verwundert fest, dass die schlichten Worte »Volk« und »Heimat« ihren magischen Zauber noch immer nicht verloren haben.

Auch erinnert sie sich bei dem Stichwort » Volksgemeinschaft« an Fotos einfacher unbekannter deutscher Menschen aus deutschen Landschaften, die in Wochenschauen und Bildbänden, Lesebüchern und Schulungsheften häufig abgebildet waren: Arbeiter und Bauern, Kinder und junge Leute, vor allem von lebenslanger harter Arbeit gezeichnete Gesichter alter Männer und Frauen, die E. mit Ehrfurcht, Demut und scheuer Zuneigung betrachtete. In der Propaganda realisierte sich die Volksgemeinschaft vor allem in gemeinsamer Arbeit, die in Kulturfilmern, auf Plakaten, in Kalenderblättern und Kunstwerken der Dreißigerjahre durch freudig und harmonisch Schaffende aller Art verbreitet wurde: pflügende und säende Bauern, Schweine fütternde Bäuerinnen, Spaten schwingende Autobahnarbeiter, Trauben pflückende Winzer und Winzerinnen, Kohle und Erz fördernde Bergleute, Stein auf Stein setzende Maurer, Facharbeiter, die in riesigen Werkhallen Industriegüter herstellen, Zimmerleute, die auf halbfertigen Gebäuden Richtkronen anbringen, Wissenschaftler, die durch Mikroskope schauen oder den Inhalt von Reagenzgläsern kritisch prüfen, Ingenieure, die in Konstruktionsbüros Pläne entwerfen, Kartoffeln schälende, Suppenschüsseln auf-tischende und Kinder betreuende Mütter und Hausfrauen, Arbeitsmänner und Arbeits-maiden beim Einbringen der Ernte und so weiter.

1939 wurden auch diese friedlichen Lebensbereiche von der Propaganda militarisiert und als » Heimatfront« der von deutschen Soldaten weit über die Grenzen des Reiches vorgeschobenen Frontlinie zur Seite gestellt.

S.192

Das war schon ein erhebendes Gefühl, als sich die Zehnjährige nach den Sommerferien für den letzten Tag der Woche in der Schule abmeldete, weil sie sich inzwischen zusammen mit ihrer Freundin Evchen bei den Jungmädeln angemeldet hatte. Ganz

allein und auch ganz von alleine hatten sie sich in der Heiersburg ein Anmeldeformular geholt, es ausgefüllt, unterschrieben und von den Eltern unterschreiben lassen.

Die Hitlerjugend hatte nämlich weder mit der Familie noch mit der Schule und auch nichts mit der Kirche zu tun. Eltern und Erwachsene, Lehrer und Lehrerinnen, Priester und Nonnen hatten darin nichts verloren. In der Hitlerjugend war die deutsche Jugend unter sich. Da war es egal, ob man katholisch, evangelisch oder überhaupt nicht getauft war, auf eine katholische oder evangelische Schule, zur Oberschule oder zur Volksschule ging, arme oder reiche Eltern hatte, in einer Villa oder in einer Mietskaserne wohnte.

Nur zwei Aufnahmebedingungen gab es: Jung und deutsch musste man sein. In der Hitlerjugend waren auch Zehnjährige keine Kinder mehr, sondern Jungvolkungen und Jungmädels. Juden waren nicht dabei, weil die ja keine »richtigen« Deutschen waren. Die Hitlerjugend war eine politische Jugend. Da wurde nicht nach Müllerslust gewandert, sondern marschiert. Die Jungen und Mädchen der Hitlerjugend trugen keine Lumpen und Loden, sondern Uniformen. Die Hitlerjugend suchte nicht die blaue Blume der Romantik - in der Hitlerjugend ging es um Leben oder Tod.

Die Hitlerjugend war die Jugend des neuen Deutschland, des Dritten Reiches, der nationalsozialistischen Bewegung, war die Jugend des Führers, denn wer für Deutschland war, war für den Führer, und der Führer war Deutschland. Daran ließen die Lieder keinen Zweifel:

»Wir marschieren für Hitler durch Nacht und durch Not mit der Fahne der Jugend für Freiheit und Brot« - »Deutschland, du sollst leuchtend stehen, mögen wir auch untergehn« - »Ein junges Volk steht auf, zum Sturm bereit, reißt die Fahnen höher, Kameraden.«

S.210

Die Geschwister Scholl – Hans und Inge, Sophie, Werner und Liesel, zeitweise begeisterte Führer und Führerinnen der Hitlerjugend – waren nicht die Ausnahme, sondern die Regel.

S.252

»Wir horchten begeistert auf, als die Worte Vaterland, Kameradschaft, Volksgemeinschaft und Heimatliebe groß und leuchtend an den Himmel geschrieben wurden«, erinnert sich Inge Scholl, die ältere Schwester von Hans und Sophie Scholl, in ihrem Buch Die Weiße Rose. »Wir fanden das gut, und was immer wir dazu beitragen konnten, wollten wir tun ... Wir waren mit Leib und Seele dabei und konnten es nicht verstehen, dass unser Vater nicht glücklich und stolz ja dazu sagte ... Sein Versuch, uns zurückzuhalten, scheiterte an unserer jugendhaften Begeisterung ... So wurden die Scholl-Kinder bald zu Jugendführern.«

S.215

Nicht nur »Dichter der Bewegung« beteiligten sich an den Lobeshymnen für den Führer, sondern auch viele schon in der Weimarer und später in der Bundesrepublik hoch angesehene Schriftsteller wie Agnes Miegel, Hans Carossa, Rudolf Alexander Schröder, Hermann Claudius und andere, in deren gesammelten Werken diese Erzeugnisse schamhaft unterschlagen werden, wie zum Beispiel die folgenden Zeilen von Rudolf Alexander Schröder:

»Das Banner fliegt, die Trommel ruft,
vom Schritt der Heere dröhnt die Luft,
sie stäubt von Rosshufen.
Ihr Kind und Weiber helf Euch Gott,
wir Männer sind da vorne not:
Der Führer, der Führer hat gerufen.
Sie haben uns schon kleingeglaubt!
Nun komme zehnfach auf ihr Haupt
die Not, die sie uns schufen!
Die Zeit ist reif und die Saat.
Ihr deutschen Schnitter auf zur Mahd:
Der Führer, der Führer hat gerufen.
Und zieht das dreiste Lumpenpack
die alten Lügen aus dem Sack,
drauf sie sich stets berufen,
wir gerben ihm sein lüstern Fell,
wir kommen wie Gewitter schnell:
Der Führer, der Führer hat gerufen.«

Gemessen an diesem aggressiven Text des damals schon über 50-jährigen Rudolf Alexander Schröder erscheint das zum Stammrepertoire nationalsozialistischer Feierstunden gehörende »Heilig Vaterland« aus dem Jahre 1914 vergleichsweise zahm: »Eh der Fremde dir deine Kronen raubt, Deutschland, fallen wir, Haupt bei Haupt!« Die liebevollen Nachrufe auf den vor einigen Jahren im gesegneten Alter von 102 Jahren verstorbenen Hermann Claudius erwähnten ausnahmslos sein »Wann wir schreiten Seit' an Seit'«, weil dieses Lied vor 1933 gern von der sozialistischen Arbeiterjugend gesungen wurde, ehe es HJ und NSDAP als »Lied der neuen Zeit« für sich vereinnahmten. Ebenso ausnahmslos verschwiegen sie sein »Gebet für den Führer«, das damals als »besonders geeignet für Morgenfeiern der Hitlerjugend« empfohlen wurde:

»Herrgott, steh dem Führer bei,
dass sein Werk das Deine sei,
Dass Dein Werk das seine sei,
Herrgott, steh dem Führer bei!«
Das Gebet endete mit der kaum ironisch gemeinten Zeile:
»Herrgott, steh uns allen bei.«

E. lernte das »Gebet für den Führer« als 15-Jährige auf einem Singeleiterlehrgang der Obergaufrührerinnenschule und auch, dass der Text von Hermann Claudius, dem Urenkel des »Wandsbeker Boten«, stammte. Matthias Claudius galt mit seinem »Der Mond ist aufgegangen« als ein Vertreter der deutschen Innerlichkeit und des deutschen Gemütes. Dass sein Urenkel sich nun »zum Führer bekannte«, erschien der Heranwachsenden ein weiterer Beweis dafür, dass die deutsche Kultur bei der NS-Regierung in besten Händen war.

S.243

Ein in hoher Auflage (700 000 in einem Jahr) verbreitetes Büchlein von Rudolf Kinau, dem Bruder von Gorch Fock, mit Texten aus den Morgenfeiern der Hitlerjugend im deutschen Rundfunk hieß *Kamerad und Kameradin* und enthielt neben dem Spruch

»Des Mannes bester Kamerad ist die Kameradin« den von E. gelegentlich als Glückwunsch zu Eheschließungen verwendeten Vers: »Eins geb Euch Gott in Gnaden, dass Ihr werdet Kameraden. Wer den Kameraden fand, griff die Sonne mit der Hand.« Die erste Reichsreferentin für die Mädelführung, Trude Mohr, beschrieb 1934 im Völkischen Beobachter die Ziele der NS-Mädchenerziehung: »... eine Mädelformation, die stolz und selbstverständlich ihren Weg geht, die prüfend und kühl im Alltagsleben steht, die frei ist von allem Sentimentalen und Verschwärmten und die gerade deshalb in herber Fraulichkeit dem Mann Kamerad sein wird, weil sie in ihm nicht irgendein Idol sieht, sondern den Gefährten ... «

Im BDM sollte ein »an Leib und Seele gesundes, körperlich leistungsstarkes, stolzes und selbstbewusstes Frauengeschlecht« herangebildet werden, das als »Gefährtin und Kameradin des Mannes freudig und tatkräftig den gemeinsamen Schicksalskampf des Lebens« zu bestehen hatte.

S.245

»Kulturverbreitung« gehörte zum Programm der Hitlerjugend. Auch nach der »Säuberung« des deutschen Musik-, Theater- und Kunstlebens von »artfremden, undeutschen Elementen« blieb einiges an kulturellem Erbe übrig, vorwiegend allerdings aus vergangenen Jahrhunderten.

Niemals zuvor und wohl auch danach nahmen so viele Jungen und Mädchen aus allen Bevölkerungsschichten an Jugendkonzerten teil. E. erinnert sich an außerordentlich geschickte und ambitionierte Bemühungen bekannter Dirigenten, Jugendlichen die Werke von Mozart, Bach, Beethoven, Haydn, Schumann, Schubert, Bruckner und anderen großen deutschen Komponisten nahezubringen.

In ungezählten Feierstunden der Hitlerjugend wurden Dichter von Rang (Goethe, Schiller, Hölderlin, Eichendorff) zitiert, um die ungebrochene Tradition deutscher Kultur und Kulturpflege im Dritten Reich zu beweisen.

Da es in Paderborn kein Theater, geschweige denn eine Oper gab, organisierte die Hitlerjugend, zusammen mit der DAF beziehungsweise dem Kulturwerk KdF, Gastspiele auswärtiger Theater sowie Fahrten nach Bielefeld oder Detmold zu Aufführungen des Freischütz, der Zauberflöte, des Fliegenden Holländers, von Goethes Faust, Lessings Minna von Barnhelm, Kleists Prinz von Homburg, Schillers Don Carlos und so weiter. Bei der Grabbe-Festwoche in Detmold 1941 erlebte E. die erste Schauspielergarnitur des Dritten Reiches (Heinrich George, Will Quadflieg, Horst Caspar und andere).

Mit dieser »Kulturrevolution« sollten patriotische Gefühle im Volk verankert werden, die für den Krieg unverzichtbar waren. Jeder deutsche Soldat sollte von der Einzigartigkeit und Überlegenheit des nunmehr vom militärischen Gegner bedrohten Kulturerbes überzeugt werden und zu seiner Verteidigung sein Leben einsetzen.

S.260

Von einer gezielten Vorbereitung auf Hausfrauendasein und Mutterschaft, wie sie dem BDM häufig unterstellt wird, bemerkte E. trotz langjähriger Mitgliedschaft niemals etwas. War vielleicht die Gymnastik der Medau-Schule eine Art Schwangerschaftsgymnastik? Der Wunsch nach späterer Heirat und Familiengründung, wie ihn der Reichsjugendführer mit seinem »Jedes Mädchen will eine Mutter werden« behauptete, galt auch in bürgerlich-katholischen Kreisen als selbstverständliche Lebensperspektive eines Mädchens, sofern es nicht in ein Kloster eintrat oder aber, als bedauerndes alte Jungfer, lebenslanglich berufstätig bleiben musste.

E. schätzte den Reichsjugendführer nicht sonderlich, fand seinen Namen (für den er nichts konnte) unangenehm bombastisch, seine leicht verfetteten, jugendlich-unreifen Gesichtszüge wenig überzeugend und seine Gedichte – von wenigen Zeilen abgesehen – unter aller Kritik.

Nicht als Reichsjugendführer, sondern als späterer Reichsstatthalter von Wien wurde er vom Nürnberger Gerichtshof verurteilt wegen seiner Verantwortung für die Deportation der Wiener Juden. Seinem Schuldbekennnis vom 24. Mai 1946, formuliert unter dem Eindruck von Filmen, Dokumenten und den Aussagen von Rudolf Höß, dem ehemaligen Lagerleiter von Auschwitz, kann E. eine gewisse Achtung nicht versagen:

»Das ist der größte und satanischste Massenmord der Weltgeschichte ... für immer ein Schandfleck unserer Geschichte ... Die deutsche Jugend aber ist unschuldig an dem, was Hitler dem deutschen und dem jüdischen Volk angetan hat. Sie wusste nichts von der Vernichtung der Juden, und sie wollte dieses Verbrechen nicht. Es ist meine Schuld, die ich vor Gott und unserer Nation trage, dass ich die deutsche Jugend im Glauben an Hitler erzog, einen Mann, den ich für unantastbar hielt und der ein millionenfacher Mörder war. Hitler ist tot. Ich habe ihn nicht verraten, ich habe nicht gegen ihn geputscht, ich habe meinen Eid ihm gegenüber als Jugendführer, als Offizier und als Beamter gehalten. Ich war Nationalsozialist aus Überzeugung von Jugend auf und damit auch Antisemit. Ich habe an Hitler geglaubt, das ist alles, was ich zu meiner Entschuldigung sagen kann. Ich allein trage diese Schuld, die deutsche Jugend ist schuldlos; denn sie wuchs in einem antisemitischen Staat auf, in dem die Rassenpolitik Gesetz war. Wenn aber ein Auschwitz möglich war, dann muss das das Ende der Rassenpolitik und das Ende des Antisemitismus sein. Wer nach Auschwitz noch immer daran festhält, der macht sich schuldig.«

S.262

Jeder und jede von ihnen übte eine verhängnisvolle Sogwirkung aus: »Wenn der/die dafür ist, muss es sich ja um eine gute Sache handeln.«

Harmlose, erdverbundene Heimatdichter fühlten sich durch Preisverleihungen oder die Aufnahme in die preußische Dichterakademie geehrt. Versponnene, deutschtümelnde Germanisten glaubten, dass eine nationale Kulturrevolution die Wesenskräfte deutschen Geisteslebens freilegen würde. Lehrstuhlinhaber für germanische Vor- und Frühgeschichte und Amateurheimatforscher begrüßten die staatliche Finanzierung bei der Ausgrabung und Rekonstruktion germanischer Dörfer und Kultstätten, Architekten den Wiederaufbau zerfallener Burgen und Schlösser und ihre Einrichtung als Jugendherbergen, Müttererholungsheime oder »Schulungsburgen« für Partei und Hitlerjugend. Sport-, Heimatkunde-, Geschichts- und Biologielehrer nahmen mit Befriedigung zur Kenntnis, dass »ihren« Fächern endlich die ihnen gebührende Bedeutung zugesprochen wurde. Professoren und Volksschullehrer, die sich mit Volkskunde, das heißt mit der Sammlung und Pflege von Volkskunst, Volksmusik, Volkstanz, Volkstrachten, Sitten und Gebräuchen, Sagen und Märchen, Heimat- und Mundartdichtung, befassten, sowie Heimatpfleger und Handwerksmeister, die Ausdrucks- und Werkformen vorindustrieller Lebensgestaltung (Weberei, Töpferei, Instrumentenbau und so weiter) zu erhalten und wiederzubeleben suchten, sahen im neuen Staat den ureigsten Vertreter ihrer Interessen.

Auch Professor Kurt Huber, der sich mit Musikästhetik, Volkstanz und Volksliedkunde befasste, war Mitglied der NSDAP. Als geistiger Vater der Widerstandsbewegung »Die weiße Rose« wurde er am 13. Juli 1943 hingerichtet. Einen Spruch von Johann Gott-

lieb Fichte aus dem Schlusswort des Angeklagten, das E. nach 1945 bekannt wurde, hat sie viele Male als Fahnenspruch der Hitlerjugend zitiert:

»Und handeln sollst du so, als hinge
Von dir und deinem Tun allein
Das Schicksal ab der deutschen Dinge
Und die Verantwortung wär' dein.«

Andere Zeitgenossen waren auf schlichteren Wegen dazu gekommen, mit ihren bescheidenen Möglichkeiten zur Unterstützung des Systems beizutragen, sei es, dass sie dem neuen Staat die damals fast wundersam erscheinende Erlösung aus bedrückender Arbeitslosigkeit oder die während der Weltwirtschaftskrise aufgeschobene Heirat und Familiengründung dankten, sei es, weil sie den Eindruck hatten, dass dieser Staat es mit seiner sozialen Verantwortung besonders ernst meine.

Gläubig ließen sie sich für ehrenamtliche Tätigkeiten einspannen und ermöglichten der NS-Regierung, sozialen Problemen mit Aktionen wie »Winterhilfswerk«, »Eintopfsonntag«, »Pfundsspende« und so weiter zu begegnen und Engpässe der Kriegswirtschaft mit freiwilligem Ernteeinsatz, Lazarettendienst, Luftschutz, Betreuung von Ausgebombten und Flüchtlingen, Rettungs- und Aufräumungsaktionen nach Bombenangriffen zu beheben. Jede freiwillig übernommene Tätigkeit »im Dienste der Volksgemeinschaft« wurde nach dem Krieg zur politischen Belastung, da sie im Rahmen von NS-Organisationen geleistet worden war. Im Gegensatz dazu erfuhren freiwillige Meldungen von Soldaten der deutschen Wehrmacht zu Fronteinsätzen und »Himmelfahrtskommandos« keinerlei Diskriminierung, denn das Militär galt als unpolitische Institution.

Laut Fragebogen der Militärregierung wurden berufliche oder ehrenamtliche soziale Aktivitäten nicht nur in der NSV, der DAF, der NS-Frauenschaft, dem Deutschen Frauenwerk und der Hitlerjugend, sondern auch im Reichsluftschutzbund, im Deutschen Roten Kreuz und anderen Organisationen der »Heimatfront« nun zu Minuspunkten bei der Einstufung in eine der fünf Entnazifizierungsgruppen, was nicht wenig zur Korrumpierung der politischen und gesellschaftlichen Moral im Nachkriegsdeutschland beitrug. E. schwor sich damals, nie wieder auch nur einen Finger »zum Wohle der Allgemeinheit« zu rühren. Wie sollte sie – und mit ihr Hunderttausende deutscher Mädchen und Frauen – auch begreifen, dass gleiches oder ähnliches Handeln bis zu einem bestimmten Stichtag, nämlich dem der Kapitulation, verwerflich gewesen, nun aber unter der Militärregierung wünschens- und lobenswert war.

S.266

Niemand wurde im Dritten Reich gezwungen, den Führer literarisch zu verherrlichen. Waren alle diese Dichter Opportunisten? Und wenn nicht, was waren sie dann?

Auch im Musikleben mangelte es nicht an bekannten Komponisten, Dirigenten und Solisten, die der nach Vorbildern suchenden Jugend des Dritten Reiches die Gewissheit vermittelten, dass die deutsche Kultur von der NS-Regierung in ganz außerordentlicher, bisher nie da gewesener Weise gefördert wurde. Wie hätte E. auf den Gedanken kommen können, in einem Unrechtsstaat zu N Orff, Hans Pfitzner, Cesar Bresgen und viele andere zeitgenössische Komponisten Kantaten und Festmusiken für nationalsozialistische Morgenfeiern, Heldengedenktage und Staatsakte schufen, wenn Wilhelm Furtwängler, Karl Böhm, Herbert von Karajan, Wilhelm Kempff, Elly Ney, Ludwig Hölscher, Edwin Fischer, Georg Kulenkampff, Detlev Kraus, Wolfgang Schneiderhan und andere Dirigenten und Solisten auf zahlreichen Tournées mit aus-

gezeichneten Orchestern Musik bis in die entlegensten Gebiete des Reiches brachten?

Wenn sich für die Musikerziehung der Hitlerjugend die Vertreter der Jugendmusikbewegung Heinrich Spitta, Walter Rein, Armin Knab, Werner Hensel, Ernst-Lothar von Knorr, Wolfgang Twittenhoff, Gerhard Schwarz, Felix Oberborbeck, Hans Bergese, Gottfried Wolters und viele andere zur Verfügung stellten und die ihnen gebotenen Arbeitsmöglichkeiten dankbar wahrnahmen?

Bekannte Schauspieler wie Gustaf Gründgens, Hans Albers, Paula Wessely, Attila Hörbiger, Carl Raddatz, Emil Jannings, Brigitte Horney, Heinrich George, Gisela Uhlen, Will Quadflieg, Werner Hinz und andere wirkten mit in antidemokratischen, antisemitischen, antiamerikanischen, antibritischen, antislawischen, nationalistischen und militaristischen »Filmen der Nation«.

Vertreter und Vertreterinnen der leichten Muse wie Zarah Leander, Marika Röck, Ilse Werner und Heinz Rühmann ließen mit »Durchhalteschlagern« und der Mitwirkung in UFA-Komödien und Revuefilmen Grauen und Schrecken des Krieges für einige Stunden vergessen.

S.303

Zwar gab es noch nicht den »Adenauer-Staat«, wohl aber die bereits 1945 gegründete CDU, in der sich Vertreter beider christlicher Kirchen zusammengefunden hatten und bei der Militärregierung als unbelastete Vertreter des deutschen Volkes galten.

S.318

Im Jahre 1910 luden die Determeyer-Brüder Hubert und Franz ihre drei jüngsten Schwestern Änne, Käthe und Adolphine zu einem Badeurlaub an die Nordsee ein. Ob es Zufall war, dass sie die Nordseeinsel Borkum als Zielort wählten? Auf Borkum waren schon im Kaiserreich Juden unerwünscht. Jeden Abend spielte die Bordkapelle zum Ausklang des fröhlichen BADELEBENS das berühmte Borkum-Lied mit dem Refrain: »Und wer da naht mit platten Füßen, / die Nase krumm, die Haare kraus, der darf nicht unsern Strand genießen, / der muss hinaus, hinaus, hinaus!«

S.372

An eine während des Dritten Reiches in katholischen Akademikerkreisen verbreitete Flugschrift mit dem Titel Katholizismus und Judenfrage erinnert E. sich dunkel. Sie las diese Schrift erstmalig, als es schon keine Juden mehr in ihrer Heimatstadt gab, fand sie im Berliner Institut für Antisemitismusforschung wieder und wunderte sich nicht, dass die erste Auflage 1923 im Verlag Franz Eher Nachfolger, dem späteren Zentralverlag der NSDAP, veröffentlicht wurde. Es handelt sich dabei um eine Rassenhasspredigt, wie sie von den entschiedensten Rassefanatikern des Reichspropagandaministeriums oder des Reichssicherheitshauptamtes der SS kaum übertroffen wurde. Der Verfasser dieser Schrift, der katholische Kaplan Joseph Roth aus Indersdorf bei München, gedenkt darin mit Wehmut der Zeiten, in denen »der Liberalismus, die falsche Toleranz, die sogenannten ‚Menschenrechte‘ noch nicht gefunden waren« und die Kirche »mit glücklichem Erfolg gesetzlich gegen die Juden vorgehen konnte«, und preist die Inquisition als »kürzeste und beste Methode in der Behandlung der Juden«, die »ganze und harte Arbeit tat«.

Da inzwischen der Staat an die Stelle der äußeren Machtbefugnis getreten sei, verlangt er von diesem: »Ausschaltung der Juden vom Genuss des Bürgerrechts. ... Aus-

schluss von allen staatlichen Ämtern. ... Verweigerung der Konzession zu irgendwelchem Handel und Gewerbe, ... Verbot jeglicher literarischer und Propagandatätigkeit von Staats wegen und durch Selbsthilfe« und stellt (1923) resigniert fest: »Das oben geforderte energische und konzentrierte Vorgehen in der Judenfrage wird aber wohl in parlamentarisch regierten Staaten niemals in den Bereich der Möglichkeit gerückt werden.«

Als gewissenhafter Seelsorger versäumt er indes nicht, katholische Gläubige vorsorglich – und hellsichtig – auf das von ihm ersehnte »energische und konzentrierte Vorgehen in der Judenfrage« durch einen nicht parlamentarisch regierten Staat vorzubereiten, um mögliche Gewissenskonflikte von vornherein auszuschließen. Rücksicht und Mitleid gegenüber den Juden als »Elementen der Zersetzung und Entartung« scheinen ihm nicht nur unangemessen, sondern geradezu unchristlich. »Antisemitismus«, so folgert er, »ist für einen Christen nicht nur erlaubt, sondern sogar pflichtgemäß«, denn »die jüdische Rasse (!) muss als solche irgendwie an ihren unmoralischen Einflüssen auf Volksbildung, Volkserziehung und Volkswirtschaft gehindert werden«.

Der anonyme Verfasser des Mauscheljuden (*eine vorher beschriebene Publikation – JK*) lässt »ehrenwerte, durch körperliche oder geistige Arbeit sich und ihre Familie ehrenhaft ernährende Juden oder Semiten« zumindest als Ausnahme gelten. Die Oberhirten der Diözesen Deutschlands warnten in ihrem gemeinsamen Hirtenbrief vom 8. Juni 1933 vor möglichen Ungerechtigkeiten durch die »ausschließende Betonung der Rasse und des Blutes ... die das christliche Gewissen belasten, vor allem, wenn sie Mitmenschen treffen, die in Christus durch das heilige Sakrament der Taufe wiedergeboren und ein neues Geschöpf in ihm wurden (2. Kor. 5, 17)«, und protestierten auch späterhin entschieden, wenn auch erfolglos, gegen die Anwendung der Rassengesetze auf getaufte Juden beziehungsweise »nichtarische Katholiken«. Kaplan Roth kennt weder Ausnahmen noch Gnade, sondern ermutigt katholische Gläubige, die sich durch »das Schlagwort, Antisemitismus sei unvereinbar mit christlicher Nächstenliebe« verunsichern lassen, zu schonungslosem Vorgehen gegen die Juden als Rasse und stellte den daran Beteiligten eine Generalamnestie in Aussicht, die sogar als Rechtfertigung der »Endlösung« ausgelegt werden kann. Da heißt es:

»Es ist ganz falsche christliche Nächstenliebe, wenn man Einzelleben schont und auf Einzelexistenzen Rücksicht nimmt aus Mitleid und Menschenfurcht und daher die christliche Weltanschauung als reale Macht im öffentlichen Leben allmählich und unmerklich, aber sicher zugrundgehen lässt. Wenn bei einem Vorgehen gegen die Juden als Rasse auch einzelne gute und harmlose Juden, bei denen die Unmoral infolge der Vererbung latent ist, mit den Schuldigen leiden müssen, so ist das kein Verstoß gegen die christliche Nächstenliebe.«

Kaplan Roth trat später ganz in den Dienst der NSDAP und avancierte im Kirchenministerium des Dritten Reiches zum Ministerialdirigenten. Die katholische Kirche ist nicht für jedes aus ihren Reihen hervorgegangene schwarze Schaf verantwortlich. Sie distanzierte sich aber niemals von diesem spezifisch katholischen, das heißt gezielt an katholische Gläubige gerichteten Aufruf zur mitleids- und rücksichtslosen Verfolgung der Juden. Der ehemalige Priester der Erzdiözese München-Freising wurde weder exkommuniziert, noch wurde seine Schrift auf den Index der für Katholiken verbotenen Bücher gesetzt.

Juden waren ab 1933 keine Deutschen mehr, sondern galten als Ausländer. Folgerichtig wurde in den ersten Jahren des Dritten Reiches für die seit Jahrhunderten in

Deutschland ansässige jüdische Minderheit eine Ausländergesetzgebung geschaffen. Die Aberkennung der Staatsbürgerschaft, mitsamt den sich daraus für die deutschen Juden ergebenden Konsequenzen, hatte das Parteiprogramm der NSDAP aus dem Jahre 1920 unmissverständlich angekündigt:

S.339

Das Wort Bauer, das E. bis 1933 vorwiegend in wenig freundlichen Zusammensetzungen und Bedeutungen begegnet war: Bauerntrine, Bauerntrampel, Kappesbur und so weiter, erlebte während des Dritten Reiches eine Aufwertung als »Neuadel aus Blut und Boden«; der Bauer wurde zum ersten und wichtigsten, weil erdverbundenen, unlösbar in heimischer Scholle verwurzelten Stand erklärt, als Bewahrer und Hüter deutschen Volkstums und deutscher Volkskraft hoch geehrt.

S.392

Da der Bauernstand während des Dritten Reiches zum mythischen Ursprung jedes Kulturvolkes, insbesondere aber des deutschen, erhoben wurde ...

Es gab auch militante Jugendverbände, die die Erweiterung des deutschen Lebensraumes mit Pflug und Schwert durch Landnahme im Osten auf ihre Fahnen geheftet hatten, wie die »Artamanen« und später der »Landdienst der Hitlerjugend«, aber als die Besiedlung der nach dem Polenfeldzug angegliederten Ostgebiete anstand, mussten »Beutegermanen« aus Wolhynien und Galizien, der Ukraine und dem Baltikum herhalten, da die urbane Bevölkerung des Westens für bäuerliche Siedlungsexperimente kaum zu begeistern war.

Einige Jahre nach seiner Verabschiedung nahm E. das »Reichserbhofgesetz« aus dem Jahre 1933 zur Kenntnis, in dem es heißt: »Bauer kann nur sein, wer deutscher Staatsbürger, deutschen oder stammesgleichen Blutes und ehrbar ist.« Obwohl in diesem wie in anderen antisemitischen Gesetzen das Wort Jude vermieden wurde, verstand damals jeder, was gemeint war, nämlich: Juden durften keine deutschen Bauern sein.

S.436

Viele aus ihrer Generation wollen »es« nicht so genau wissen, verweigern das Lernen von Details, die immer wieder erneute Konfrontation, da sie das Unerträgliche nicht ertragen können. Sie sagen gequält: »Lasst uns doch endlich in Ruhe mit den toten Juden«, denn die toten Juden sind für sie zu einer lebenslänglichen Fessel geworden, die ihnen den aufrechten Gang auch dann verbietet, wenn sie »davon« nichts gewusst haben.

Auch über die Leiden des eigenen Volkes wollten viele Zeitgenossen nichts Genaueres wissen. Geschichten von Flucht und Vertreibung, von Bombenterror, Vergewaltigungen, Massakern an Deutschen, auch sie waren unter Zeitgenossen tabu. Es gab da eine merkwürdige Berührungsangst. Niemand wagte, an die Erlebnisse des anderen zu rühren, weil man nach all den Schrecken des Krieges nicht mehr aufnahmefähig war, und auch, weil man sich fröhliche, unbefangene Ferientage in östlichen und südöstlichen Nachbarländern nicht durch das Gedenken an Deutsche verderben wollte, die hier sterben mussten, weil sie Deutsche waren, und an die keine Gedenktafel erinnert.

Meine Eltern, meine Großeltern »erzählen nichts«, gar nichts, klagen die Nachgeborenen. Was soll sie denn auch erzählen, diese »verstockte« Generation, mit der »hart-

näckig aufrechterhaltenen, wohlorganisierten Abwehr von Erinnerungen«, der » Verleugnung, Verdrängung und Verharmlosung von Vorgängen der Vergangenheit«, der »Unfähigkeit zu trauern«, die eine ganze Generation von Psychoanalytikern in Lohn und Brot gebracht hat und zu immer neuen, immer fantastischeren Theorien anregt. Was soll sie erzählen, diese Generation, die es mittlerweile mit Nachgeborenen zu tun hat, die ohnehin viel besser als ihre Eltern und Großeltern wissen, was diese damals gewusst haben, die auch viel besser wissen, was damals gedacht, gefühlt, gehofft, geträumt, gewollt worden ist, und überdies auch noch, was man hätte wissen können, wenn man hätte wissen wollen, was man sich hätte denken müssen, wenn man hätte denken können. Was sollen sie erzählen? Das Nichtgewusste wird ihnen als Lüge ausgelegt, die selbsterlebten Schrecken des Krieges als » Aufrechnung« angekreidet. Die Hoffnungen und Träume ihrer Jugend, die Aufbruchsstimmungen, die Liebe zu Volk und Heimat, Freude und Frohsinn in Kindertagen, Glück und Zufriedenheit in Vorkriegsjahren werden – da unlösbar mit der NS-Zeit verbunden – nur zugelassen, wenn ihnen im gleichen Atemzug abgeschworen wird.

All das, was wichtig und wertvoll in ihrem Leben gewesen war, wird ihnen als dumpfer Hordeninstinkt stumpfsinniger Mitmarschierer und feiger Opportunisten, bestenfalls als Verstrickung, Verblendung und Manipulation willenloser, gefügiger, autoritätshöriger Untertanen um die Ohren geschlagen.

All das, was in die holzschnittartigen Raster der Nachgeborenen nicht hineinpasst – das Lebendige, das Menschliche, die Wärme und die Vielfalt -, wird an den Rändern abgeschnitten, als unerheblicher, nutzloser Abfall auf den Müllhaufen der Geschichte geworfen. Also schweigen sie. Aber die Trauer?

Trauer ist eine sehr persönliche Reaktion auf einen Verlust. Sie lässt sich nicht verordnen, nicht durch öffentliche Pflichtübungen erzwingen. Unverbindliche Bekenntnisse des Abscheus, ölige Betroffenheitsrhetorik erreichen eher das Gegenteil.

S.450ff

Ariernachweis hin oder her, das Interesse für die Ahnen, die Herkunft der Familie, der Groß- und Urgroßeltern war damals weitverbreitet und wurde in den Schulen durch das Anlegen von Ahnentafeln und Stammbäumen angeregt.

Abstammungsfragen spielten bis dahin nur im Adelsstand eine Rolle, wenn es um »standesgemäße« Hochzeiten ging. Dramatische Bearbeitungen von Liebesbeziehungen zwischen einem Angehörigen des Adelsstandes und einem bürgerlichen Mädchen finden sich häufig in klassischen Dramen. Meist enden sie tragisch, wie in Schillers Kabale und Liebe oder Hebbels Agnes Bernauer, gelegentlich auch mit einem Happy End, wenn eine gerade noch rechtzeitig offengelegte, der Betreffenden selbst nicht bekannte »standesgemäße« Herkunft bewiesen wird, wie in Kleists Kätchen von Heilbronn.

War eine Stammbaumideologie jahrhundertlang fast alleiniges Privileg der »Vons« gewesen, so fühlten sich viele deutsche Staatsbürger durch das Interesse an ihrer Herkunft geehrt und bestätigt, zusammen mit der beruhigenden Erkenntnis, »rein arisch« zu sein. Man wurde zwar nicht in den Adelsstand, aber doch in den Arierstand erhoben.

Welche »Erbströme« der väterlichen und mütterlichen Familie in der Ehe der Eltern zusammengefließen waren, beschäftigte E. und ihre Brüder, noch ehe sich die Geschwister ernsthaft mit der Lebensgeschichte ihrer Vorfahren und der Aufstellung weitverzweigter Stammbäume und Sippentafeln befassten. Da die Kombination des väterlichen und mütterlichen Erbgutes verschiedenartige vielversprechende Begabungen und Talente vermuten ließen, stufen sie den »Erbwert« der eigenen Person

durchaus günstig ein und billigten nachträglich die elterliche Partnerwahl mit einer gewissen Erleichterung: » Wie gut, dass gerade unser Vater unsere Mutter – unsere Mutter unseren Vater geheiratet hat.«

E.s Mutter stammte vom Deteringhof, einem seit vielen Hundert Jahren im Besitz der gleichen Familie befindlichen münsterländischen Einzelhof, von dem es in einem Sprichwort hieß: » Tüssken Ossenbrügge un Rheeine chifet Determeyer alleine!« (Zwischen Osnabrück und Rheine gibt es Determeyer alleine.) Die Determeyersippe stand für körperliche und seelische Gesundheit, Lebenskraft, Erd- und Naturverbundenheit, Bodenhaftung, praktische Begabung, gesunden Menschenverstand, aber in der Einschätzung der Geschwister kaum für besondere Höhenflüge des Geistes, bahnbrechende Erfindungen oder begnadete Kunstwerke.

Der väterlichen Erbmasse wurde in ihrer Beurteilung hohe, allerdings mehr theoretische Intelligenz, geistige Beweglichkeit und vielfältige künstlerische Begabung bis hin zur Genialität zugesprochen, aber auch »nervöse«, beunruhigende, kurz gesagt »gefährdende« Wesenszüge, die sich vor allem in der Person des Onkel Rudi, des jüngsten Bruders des Vaters konzentrierten.

Lange Jahre hindurch war E. stolz auf diesen Onkel, denn Onkel Rudi war »ein Genie«. Das war er wirklich. Der jüngste Sohn des städtischen Musikdirektors, Chorleiters, Dirigenten und Komponisten, E.s Großvater Heinrich Peters und seiner Ehefrau, Tochter des Organisten von St. Gereon, der ältesten Kirche Kölns, spielte bereits mit vier Jahren Beethovens »Mondscheinsonate« auswendig auf dem Klavier, gab mit 13 Jahren sein erstes öffentliches Konzert mit zum Teil eigenen Werken und erhielt im Alter von 14 Jahren vom Musikverlag Schott als Geschenk einen wertvollen Flügel mit der Auflage, seine späteren Kompositionen dort erscheinen zu lassen.

Mit 16 Jahren verließ er das Gymnasium mit einem Zeugnis voller Einsen und studierte an den Konservatorien von München und Leipzig. Eine glänzende Karriere als Konzertpianist führte ihn durch ganz Europa. So spielte er 1920 bei der Eröffnung des Völkerbundes in Genf. Seine Heirat mit der Tochter des Dichters Wilhelm von Scholz ging durch die Illustrierten, und im Riemann'schen Musiklexikon des Jahres 1924 wird der damals 22-Jährige als eine »ganz große Hoffnung des deutschen Musiklebens« bezeichnet.

Mitte der Dreißigerjahre begann der Stern des Rudolf Peters jedoch zu sinken. Sein Verhalten wies immer merkwürdigere Züge auf, und er verbrachte immer längere Zeiten in zunächst exklusiven Sanatorien, später dann bis an sein Lebensende in der psychiatrischen Anstalt Haar-Egging bei München. Ausgesprochene Verfolgungsideen hatten sich seit den frühen Vierzigerjahren eingestellt und zu der Diagnose »Schizophrenie« geführt, welche die sich gerade mit ihrem Erbgut befassende Heranwachsende beunruhigte, gehörte doch diese psychische Erkrankung nach der damaligen Lehrmeinung der Psychiatrie zu den Erbkrankheiten und stand im »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« vom 14. Juli 1933, nach dem Erbkranken durch einen chirurgischen Eingriff (Sterilisation) unfruchtbar gemacht werden sollten. Da hieß es:

»Erbkrank im Sinne dieses Gesetzes ist, wer an einer der folgenden Krankheiten leidet:

1. angeborenem Schwachsinn,
2. Schizophrenie,
3. zirkulärem (manisch-depressivem) Irresein,
4. erblicher Fallsucht (Epilepsie),
5. erblichem Veitstanz (Huntington'sche Chorea),
6. erblicher Blindheit,

- 7. erblicher Taubheit,
 - 8. schwerer erblicher körperlicher Missbildung.
- Ferner kann unfruchtbar gemacht werden, wer an schwerem Alkoholismus leidet.«

Dieses Gesetz war keine Erfindung der Nationalsozialisten, sondern war schon 1932 im Preußischen Reichstag »als eine Tat der Nächstenliebe und Vorsorge« gebilligt worden. Sterilisationsgesetze, auch Zwangssterilisationen, gab es bereits seit den Zwanzigerjahren in Virginia, North Carolina und anderen Staaten der USA, außerdem in Dänemark, Norwegen und Schweden.

E, hat sich damals damit beruhigt, dass vor der Schizophrenie kein »erblich« stand. Außerdem war der »geniale« Onkel Rudi schließlich »nach oben hin« übergeschnappt und nicht »unter den Strich«, wie gewöhnliche Schwachsinnige oder Idioten. Genialität endete eben nicht selten im »Wahnsinn«. Dafür gab es ja berühmte Beispiele wie Robert Schumann, Friedrich Nietzsche oder Friedrich Hölderlin. Da war es schon gut, dass sie wahrscheinlich »hochbegabt«, aber wohl doch nicht »genial« war.

In den Fünfzigerjahren besuchte E. ihren Onkel Rudi zum letzten Mal in Haar-Egging, wo er gelegentlich vor der Ärzteschaft noch Konzerte gab. Auf einem Spaziergang erklärte er seiner Nichte, gezeichnet von Elektroschocks und Insulinkuren, konspirativ flüsternd mit der ihm eigenen, sehr eindringlichen Artikulation: »Jaa weißt du, die heutige Psychiatrie will den Menschen, der durch Nichts auffällt!«, um mit tiefer Traurigkeit hinzuzufügen: »Und das ist mir nie gelungen.«

»Ich klage an!« (Humane Sterbehilfe)

Im Jahre 1941 erregte der Film *Ich klage an!* die Bewohner Paderborns, weil die katholische Kirche nicht nur von den Kanzeln, sondern auch durch Hausbesuche der zuständigen Pfarrer vor dessen Besuch gewarnt hatte. Der Film handelte von einer »Tötung auf Verlangen« angesichts einer unheilbaren Krankheit.

Selbstbestimmung über das eigene Leben, das heißt das Recht, dieses, aus welchem Grund auch immer, freiwillig zu beenden, ist mit der Lehre der Kirche nicht zu vereinbaren. Selbstmord gilt als schwere Sünde. Selbstmördern wird von alters her ein christliches Begräbnis wie auch das Ruhen in der geweihten Erde eines Friedhofs versagt und erst neuerdings mit der Begründung gewährt, dass sich ein Selbstmörder, in dem Augenblick in dem er tatsächlich Hand an sich legt, in einem Zustand vorübergehender geistiger Umnachtung befunden habe. Diese »Gewährung« betraf E.s unverheirateten Onkel Valentin aus Hameln noch nicht, der mit über 80 Jahren »in die Weser« ging, als er sich seinem Beruf als selbstständiger Holzhändler nicht mehr gewachsen fühlte. Er wurde hinter der Kirchhofsmauer begraben.

Im Film *Ich klage an!* gab es zwei Handlungen. In der ersten erkrankt Heidemarie Hatheyer, die junge, lebenssprühende Frau des Medizinprofessors Paul Hartmann, an der heimtückischen, bis heute unheilbaren Nervenkrankheit Multiple Sklerose, die sich in Schüben, mit wechselnden Symptomen äußert. Eine plötzliche Funktionsstörung der linken Hand beim häuslichen Musizieren wird vom Ehemann zunächst als harmlose Sehnenentzündung diagnostiziert und behandelt. Als sich nach wenigen Monaten der schreckliche Befund nicht mehr verdrängen lässt, bemüht er sich in langen Forschungs Nächten zusammen mit einem Assistenzarzt und der jungen Ärztin Charlotte Thiele, verzweifelt, aber vergeblich um ein wirksames Gegenmittel. Die inzwischen schon im Rollstuhl sitzende Patientin orientiert sich ohne sein Wissen über Verlauf und Endstadium ihrer Krankheit. Da sie in der Erinnerung des geliebten Ehemannes nicht als dahinvegetierendes Zerrbild menschlicher Würde und Identität weiterleben will, bit-

tet sie den befreundeten Kinderarzt Matthias Wiemann um Erlösung durch einen schmerzlosen Tod. Dieser wehrt ihre Bitte entschieden ab, da er als Arzt einzig und allein der Erhaltung des Lebens verpflichtet sei. So ist es schließlich der eigene Ehemann, der ihr mit einem Glas Wein den Todestrunk reicht. Während das Paar sich bei Kerzenschein tief in die Augen blickt und der nichtsahnende Freund im Nebenzimmer Beethoven spielt, kommt es zu einem letzten, innigen Dialog:

»Ich wollte es wäre der Tod!«

»Es ist der Tod!«

»Wie ich dich liebe, Thomas!«

Da blieb im Publikum kein Auge trocken.

Da der plötzliche Tod der jungen Frau nicht mit dem Krankheitsverlauf zu erklären ist, kommt es zu einer Gerichtsverhandlung, in der dem Professor unlautere Motive, so zum Beispiel ein Verhältnis mit der Assistenzärztin, unterstellt werden. Seine Verteidigung schlägt jedoch um in eine leidenschaftliche Anklage der Gesellschaft, die kein selbstbestimmtes Sterben in Würde zulasse, woraufhin sich das Gericht zur Beratung über »schuldig« oder »unschuldig« zurückzieht. So weit, so gut. Aber dieser Film diene gleichzeitig in infamer Weise der Propaganda für die als Euthanasie (schöner Tod) bezeichnete Tötung von sogenanntem unwertem Leben. In den Argumenten mancher Schöffen und auch in einer Nebenhandlung ist diese Absicht unüberhörbar. In dieser geht es um ein sympathisches Arbeiterhepaar, das wegen Verpflichtungen in der jeweiligen Herkunftsfamilie erst relativ spät heiraten konnte, sich jedoch von ganzem Herzen ein Kind wünscht und überglücklich ist, als die Ehefrau schwanger wird. Nach einer Risikogeburt bemüht sich der Kinderarzt, das kaum lebensfähige, mit schwersten Behinderungen geborene Kind mit allen Mitteln der Reanimation am Leben zu erhalten, wofür ihm die Eltern unendlich dankbar sind. Bezeichnenderweise wird dieses Kind niemals gezeigt. Sein Zustand spiegelt sich einzig und allein im bedrückten, ja erschütterten Gesichtsausdruck des Arztes beim Verlassen der Intensivstation wider. So bleibt es dem Zuschauer und auch E. überlassen, sich eine schauerliche, kaum noch menschenähnliche Missgeburt vorzustellen. Als er den unglücklichen Eltern eröffnet, dass dieses Kind niemals in die elterliche Obhut entlassen werden kann, sondern zeit seines Lebens als Pflegefall in der Klinik bleiben muss, bricht die Mutter in ein stilles, hoffnungsloses Weinen aus, während der Vater nach dumpfem Schweigen den Arzt anklagt: »Warum haben Sie es nicht sterben lassen!« Diese Beschuldigung veranlasst ihn, seinen rigorosen Standpunkt in Bezug auf Lebenserhaltung zu überdenken und sich vor Gericht für seinen Freund einzusetzen.

In den Argumenten der Schöffen zur Frage: »schuldig« oder »unschuldig« geht es zunächst um die Tötung auf Verlangen. Ein katholischer Bauer vertritt unbeirrt die Meinung, dass allein Gott die Entscheidung über Leben und Tod zustehe und auch das Leiden von Gott geschickt sei. Ein Förster möchte sein Recht, einem todwunden Wild, »das sich nur noch quält«, den Gnadenschuss zu gewähren, auch auf Menschen anwenden dürfen, die sich aus ähnlichen Gründen den Tod wünschen. Ein Apotheker bedenkt: »Ich weiß nicht ... wenn man das einfach erlaubt, würden die Menschen dann überhaupt noch zu Ärzten gehen?« Ein Schlossermeister befürchtet: »Ja, sagen Sie, wenn ich nun ... und ich habe mein ganzes Leben lang Invalidenmarken geklebt ... und nun werde ich eines Tages siech, dann bringen Sie mich einfach um?«

Beiden wird von einem Studienrat entschieden widersprochen: »Aber um Gottes willen! Die wichtigste Voraussetzung wäre doch immer, dass es der Kranke will. Überhaupt dürfte das doch kein Arzt aus freiem Ermessen machen. Man müsste Kommissionen einsetzen, aus Ärzten und Juristen, die nicht nur die Ernsthaftigkeit des Sterbewunsches, sondern auch die Unheilbarkeit des Leidens kritisch prüfen. Der gleiche

Schöffe hat aber keine Schwierigkeiten, dem Staat die Verantwortung für einen »Gnadedentod« zu übertragen, wenn ein Patient »geisteskrank oder verrückt ist oder schwermütig oder sonst keinen freien Willen mehr hat.« Noch unverblümter wird die latente Absicht des Films, nämlich zu testen, wie die Bevölkerung auf ein eventuelles »Gesetz zur Tötung unwerten Lebens« reagieren würde, im Beitrag eines Majors: »Nehmen Sie es mir nicht übel, meine Herren, aber wenn man Hunderttausende von Ärzten, Schwestern und Pflegern einsetzt und riesige Gebäude mit Laboratorien und Medikamenten und was weiß ich einrichtet, bloß um ein paar armselige Kreaturen am Leben zu erhalten, die entweder zu verrückt sind, um etwas vom Leben zu haben, oder gemeingefährlich oder überhaupt wie die Tiere – und das in einer Zeit, wo man nicht genug Leute und Räume und Mittel hat, um die Gesunden zu erhalten und die Mütter und ihre Neugeborenen richtig zu versorgen –, das ist doch der hahnebüchenste Quatsch! Der Staat hat einfach die Pflicht, zunächst einmal für die Leute zu sorgen, die überhaupt der Staat sind – für die Arbeitenden nämlich –, und was die betrifft, die gern sterben wollen, weil sie mal gesund waren und es nun nicht mehr aushalten können – da meine ich, dass der Staat, der von uns eine Pflicht zu sterben fordert, uns auch ein Recht zu sterben einräumen müsste. Wir werden als Geschworene selbstverständlich nach den Gesetzen urteilen. Aber – entschuldigen Sie, wenn ich das sage –, um die Menschen vom richtigen und würdigen Handeln abzuhalten, dazu sind die Gesetze nicht da, und wenn sie das tun, dann müssen sie eben geändert werden.«

E. hat diesen Beitrag in voller Länge abgedruckt, weil er in raffinierter Weise die heuchlerische Verquickung von freiem Willen der Betroffenen, Erlösung und Mitleid mit Zwang und knallharten ökonomischen Erwägungen verbindet. Sie muss gestehen, dass ihr diese Argumente und auch die Kostenfrage damals einleuchteten, weil sie keine Vorstellungen von den durch ein solches Gesetz Betroffenen hatte.

Auch das Schlussplädoyer des angeklagten positiven Helden strapaziert jene demagogische Taktik des Films – Lastenausgleich bei gleichzeitiger Gewissensentlastung: »Es geht hier nicht um mich, sondern um die Hunderttausende jener hoffnungslos Leidenden, deren Leben wir gegen die Natur verlängern müssen und deren Qualen wir damit ins Widernatürliche steigern ...« So weit, so gut, obwohl die Zahl »Hunderttausende«, die sich angeblich »den Tod wegen ihres unerträglichen Leidens wünschen«, verdächtig übertrieben klingt. Aber dann fährt er fort: »... es geht um jene Millionen von Gesunden, denen kein Schutz vor Krankheit zuteilwerden kann, weil alles, was dazu notwendig wäre, verbraucht werden muss, um Wesen zu erhalten, am Leben zu erhalten, deren Tod für sie eine Erlösung und für die Menschheit die Befreiung von einer Last wäre.« Damit bricht die Haupthandlung des Filmes ab und überlässt in Brecht'scher Manier das Urteil dem Publikum.

Begriffe wie »lebensunwertes Leben« oder »Ballastexistenzen« werden im Übrigen weder von den Schöffen noch von den Ärzten, aber bereits 1920 in der Schrift *Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens* von dem Rechtsanwalt Karl Binding und dem Psychiater Alfred Hoche benutzt, in der allerdings die Vernichtung »bei erkennbarem Lebenswillen der Patienten ausgeschlossen« (!) sein sollte.

Das alliierte Militärgericht in Nürnberg, das über Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu urteilen hatte, kam im sogenannten Ärzte-Prozess zum Schluss, dass der zuvor gezeigte Film »mit den unter Anklage stehenden Verbrechen nichts zu tun habe«.

S.464

Immerhin wurde die T-4-Aktion zumindest in der bisherigen rigorosen Form eingestellt, dafür allerdings durch unauffälligere, längerfristige Programme (unzureichende Nahrung, nicht nachweisbare Giftzugaben und anderes) weitergeführt. Auf die seiten-

langen ausführlichen Beschwerden des Bischofs (*von Galen, Münster – JK*) über Beschlagnahmen von klösterlichen Gebäuden (als angebliche oder tatsächliche Notunterkünfte für Ausgebombte) folgte eine von Martin Bormann unterzeichnete Anweisung vom 30. Juli 1941 aus dem Führerhauptquartier: »Der Führer hat angeordnet: Ab sofort haben Beschlagnahmen von kirchlichem und klösterlichem Vermögen bis auf weiteres zu unterbleiben ...«

S.470

Die 15-jährige E. war fest davon überzeugt, dass sich eine echte deutsche Frau niemals freiwillig einem »Neger« hingeben würde. Wenn so etwas wirklich vorgekommen sein sollte, so war sie sicher, dass es sich bei solchen Frauen nur um Abschaum aus dem asozialen Bodensatz des deutschen Volkes gehandelt haben konnte: Dirnen, Säuferinnen, Schwachsinnige, Kriminelle, die eigentlich gar kein Recht hatten, sich als deutsche Frauen, deutsche Mädchen zu bezeichnen.

Wenn ihr damals irgendjemand unterstellt, prophezeit, vorausgesagt hätte, dass sie irgendwann freiwillig, voller Liebe und Zuneigung, vielleicht auch aus Neugier oder sexueller Faszination zu jenem Abschaum gehören würde, so hätte sie nicht einmal empört, sondern kühl und im Brustton absoluter Überzeugung gesagt: »Eher geht die Welt unter.«

Die Vorstellung von der Überlegenheit der weißen Rasse über die schwarze ist noch immer und keineswegs nur in Deutschland vorhanden. Die offizielle Vertreterin der Bundesrepublik auf dem internationalen Bevölkerungskongress in Kairo 1994 wurde zwar wegen ihrer Äußerung zurückberufen, »es sei ja wohl als bekannt vorauszusetzen, dass die Intelligenz der Neger niedriger sei, als die der weißen Rasse«, aber diese Abberufung galt wohl weniger dem Inhalt als der in diesem Gremium unnötigen und undiplomatischen Beleidigung farbiger Völker.

Albert Schweitzer, Friedensnobelpreisträger von 1953 und Idol einiger Nachkriegsgenerationen, vertrat die Notwendigkeit einer patriarchalischen, strengen, aber gütigen Führung, denn: »Der Neger ist ein Kind. Ohne Autorität ist bei einem Kind nichts auszurichten.« An anderer Stelle bezeichnet er die »Eingeborenen« sogar als »undankbar, unfähig und unverschämt, unzuverlässig, unberechenbar und blöde, dazu abgrundtief ungeschickt«.

In seinem Urwaldlazarett Lambarene arbeiteten »Neger« denn auch nur in niedrigsten Hilfs- und Pflegediensten, niemals als Ärzte oder Krankenschwestern.

S.476

Am 28. Februar 1933, einen Tag nach dem Reichstagsbrand, wurden in der Notverordnung des Reichspräsidenten »zum Schutz von Volk und Staat und zur Abwehr kommunistischer, staatsgefährdender Gewaltakte, Beschränkungen der persönlichen Freiheit, des Rechts zur freien Meinungsäußerung, einschließlich der Pressefreiheit, des Vereins- und Versammlungsrechts, Eingriffe in das Brief-, Post-, Telegraphen- und Fernsprecheheimnis, Anordnungen von Hausdurchsuchungen und von Beschlagnahmen sowie Beschränkungen des Eigentums auch außerhalb der sonst hierfür bestimmten Grenzen« für zulässig erklärt, unter Berufung auf Artikel 48 der Reichsverfassung vom 11. August 1919. Dieser Artikel erlaubte die vorübergehende Außerkraftsetzung von Grundrechten durch den Reichspräsidenten, »wenn im Deutschen Reiche die öffentliche Sicherheit und Ordnung erheblich gestört oder gefährdet wird«. Dem Ansehen Hermann Görings schadete es in der katholischen Provinz nicht, dass er sich in den ersten Wochen des Dritten Reiches als brutaler »Machtergreifer« ent-

larvte, der die ihm unterstellte Polizei und SA aufforderte, »der Linken gegenüber, wenn nötig, rücksichtslos von der Waffe Gebrauch zu machen«. Am 3. März 1933 rechtfertigte er sein Vorgehen in einer öffentlichen Rede: »Meine Maßnahmen werden nicht angekränkt sein durch irgendwelche juristischen Bedenken ... Hier habe ich keine Gerechtigkeit zu üben, hier habe ich zu vernichten und auszurotten.«

S.478

Ein um die Jahreswende 1932/33 von dem Volksschullehrer aus dem Bayerischen Wald für eine Exerzitienwoche der katholischen Jugend geschriebenes und komponiertes Lied verbreitete sich in Windeseile durch ganz Deutschland und wurde zum Schlager des Jahres 1933. Es besang den friedlichen Sieg der Jugend und verspottete »die Alten« mit ihren morschen Knochen, die, gelähmt vor Angst, den Kampf gar nicht erst begonnen hatten:

»Es zittern die morschen Knochen
der Welt vor dem roten Krieg,
wir haben den Schrecken gebrochen,
für uns war's ein großer Sieg.«

Andere Völker hatten ihre Länder noch nicht vor dem Kommunismus gerettet, daher lautete der Refrain:

»Wir werden weitermarschieren,
wenn alles in Scherben fällt,
denn heute, da hört uns Deutschland,
und morgen die ganze Welt.«

Heute sind es Nachgeborene, die nur eine einzige Zeile des Liedes kennen und auch diese zumeist falsch zitieren. Damals waren es »die Alten«, die das Lied »nicht begreifen« konnten.

»Und mögen die Alten auch schelten,
und mögen sie toben und schrein,
und stemmen sich gegen uns Welten,
wir werden doch Sieger sein. «

Wer an dem friedlichen Charakter des Liedes aus dem Jahre 1933 noch immer zweifelt, für den sei noch die letzte Strophe zitiert:

»Sie wollen das Lied nicht begreifen,
sie sprechen von Knechtschaft und Krieg,
derweil uns're Äcker reifen.
Du Fahne der Freiheit, flieg.
Wir werden weitermarschieren,
wenn alles in Scherben fällt.
Die Freiheit stand auf in Deutschland,
und morgen gehört ihr die Welt.«

Dass es nicht die Freiheit war, steht auf einem anderen Blatt und auch, dass das Lied häufig mit dem Text gesungen wurde: »Denn heute gehört uns Deutschland und mor-

gen die ganze Welt. « Die Reichsjugendführung untersagte diese Version mehrmals, mit mäßigem Erfolg. E. stellte als JM-Führerin fest, dass der feine kleine Unterschied in Westfalen gar nicht verstanden wurde, da hören und gehören im Sprachgebrauch alternierend verwendet werden. (»Wem hört das?« – »Das hört mir.«)

Nach Kriegsbeginn wurde das Lied, das im Übrigen weder in das 1936 herausgegebene Liederbuch der Hitlerjugend und schon gar nicht in das des BDM aufgenommen wurde, vom Londoner Rundfunk als Beweis für den imperialistischen Charakter der deutschen Jugend angeprangert und daraufhin von der Reichsjugendführung verboten. E. fand diese Unterstellung absurd, zumal ein übermütiges »Der Jugend gehört die Welt« auch in zahlreichen anderen Liedern von Jugendgruppen gesungen wurde. Jahrelang war es auf Deutschlands Straßen nicht mehr zu hören. In den letzten Monaten des Krieges, als die Fronten die Reichsgrenzen schon überschritten hatten und Deutschland nur noch ein Trümmerfeld war, sangen es marschierende Kolonnen gelegentlich mit einer Art Galgenhumor, denn die zweite Strophe hatte inzwischen eine unheimliche Realität gewonnen, die sich Hans Baumann kaum vorgestellt haben mag, als er die Zeilen schrieb:

»Und liegt vom Kampfe in Trümmern
die ganze Welt zuhauf,
das soll uns den Teufel kümmern,
wir bauen sie wieder auf.
Wir werden weitermarschieren,
wenn alles in Scherben fällt,
denn heute gehört uns Deutschland
und morgen die ganze Welt.«

Alle Erwachsenen in E.s Umgebung fanden es richtig, dass die nationalsozialistische Regierung Kommunisten aus dem öffentlichen Dienst entfernte, alle waren erleichtert, dass die Kommunistische Partei verboten wurde, ihre Führer in Schutzhaft genommen wurden, denn Kommunisten waren auch die schlimmsten Feinde der katholischen Kirche. Der Bischof von Osnabrück und preußische Staatsrat Wilhelm Berning erbot sich, »zur inneren Umkehr und Besserung der Gefangenen mitzuhelfen«, der Bischof von Paderborn forderte die katholischen Jungmänner der Stadt auf, in die SA einzutreten, und Mutter Fidelis berichtete ihrer Klasse mit tiefer Befriedigung, dass kommunistischen Lehrern, die es allerdings Gott sei Dank in Paderborn gar nicht gegeben habe, das Handwerk gelegt worden sei und sie nicht mehr unschuldige Kinder verführen und verderben könnten.

Die katholische Kirche begrüßte nicht nur die Entlassung von Kommunisten, sondern auch von Sozialdemokraten, Liberalen, Gewerkschaftern, Freidenkern, Freimaurern und Freisinnigen aus dem öffentlichen Dienst sowie das Verbot ihrer Parteien und Verbände, Presseerzeugnisse und Weltanschauungsgemeinschaften, weil dieser Personenkreis auch ihrem Feindbild entsprach und die von ihr leidenschaftlich geforderte Toleranz nur Respekt und Duldung der eigenen Weltanschauung betraf.

In den ersten Wochen und Monaten des Dritten Reiches vollzog die katholische Kirche eine absolute Kehrtwendung. Hatte sie vor der »Machtergreifung« die Mitgliedschaft in der NSDAP mit Exkommunikation bedroht, so rückte die Fuldaer Bischofskonferenz bereits am 28. März 1933 von der Verurteilung der NS-Bewegung ab. Im gemeinsamen Hirtenbrief der Oberhirten der Diözesen Deutschlands vom 8. Juni 1933 überwiegen die Übereinstimmungen gegenüber spärlichen Mahnungen und Vorbehalten – verfasst im Vorgriff auf das einen Monat später unterzeichnete Reichskonkordat zwischen Deutschland und dem Vatikan sowie im Vertrauen auf den Punkt 24 des Partei-

programms der NSDAP: »Die Partei als solche vertritt den Standpunkt eines positiven Christentums, ohne sich konfessionell zu binden.«

Da werden die Ziele der neuen Regierung bejaht: »Nach Jahren der Unfreiheit unserer Nation und der Missachtung und schmachvollen Verkürzung unserer völkischen Rechte muss unser deutsches Volk jene Freiheit und jenen Ehrenplatz in der Völkerfamilie wieder erhalten, die ihm auf Grund seiner zahlenmäßigen Größe und seiner kulturellen Veranlagung und Leistung gebühren.«

Da wird die »überraschend starke Betonung der Autorität« begrüßt, deren »Wert und Sinn in unserer heiligen katholischen Kirche ganz besonders zur Geltung kommen und zu jener lückenlosen Geschlossenheit und sieghaften Widerstandskraft geführt haben, die selbst unsere Gegner bewundern ...«

Da wird mit Befriedigung festgestellt: »Nicht mehr soll also der Unglaube und die von ihm entfesselte Unsittlichkeit das Mark des deutschen Volkes vergiften, nicht mehr der mörderische Bolschewismus mit seinem Gotteshass die deutsche Volksseele bedrohen und verwüsten.«

Zwischen Kommunisten und Verbrechern gab es in E.s kindlichem Weltbild keine klaren Grenzen. Die Kommunistische Partei galt darin als Sammelbecken für Räuber, Mörder und Gewalttäter jeglicher Art. Es gab zwar kommunistische Arbeiter mit einem guten Kern, aber auch sie waren gefährlich, weil »aufgehetzt«. Die Führer der Kommunistischen Partei suchten ihr Heil in Moskau, wo – wie doch jeder wusste – alles drunter und drüber ging und man aus den Kirchen Pferdeställe gemacht hatte.

Sie waren gar keine Arbeiter, oft nicht einmal Deutsche, sondern Russen oder Juden, und deutsche Arbeiter waren nur aus Not und Verzweiflung auf sie hereingefallen. »Verhetzte« und »verführte« Kommunisten, die nicht begreifen wollten, dass »der Tag für Freiheit und für Brot« ja nun angebrochen war, erschienen E. wie die Juden, die nicht hatten begreifen wollen, dass Jesus Christus der lang erwartete Messias war.

Das Horst-Wessel-Lied mit der missverständlichen Zeile »Kam'raden, die Rotfront und Reaktion erschossen« lernte die Achtjährige als neue, dem Deutschlandlied nunmehr für zwölf Jahre angehängte Nationalhymne. Die Frage, wer hier denn nun eigentlich wen erschossen hatte, wurde in Feierstunden und Jugendfilmstunden der Hitlerjugend eindeutig beantwortet. Mörder und Totschläger hatte es nur in den Reihen der kommunistischen »Rotfront« gegeben, während die »alten Kämpfer der Bewegung« ausnahmslos junge, idealistisch gesinnte Arbeiter und Studenten gewesen waren, die von sich aus keiner Fliege etwas zuleide taten.

Die »Reaktion« blieb hingegen merkwürdig blass. Sie hatte nur im November 1923 vor der Feldherrnhalle in München, dann allerdings gleich 16 Helden auf einmal erschossen, wurde aber von der Propaganda kaum noch erwähnt. So hielt E. die »Reaktion«, was immer das auch sein mochte, lange Zeit für eine auf Bayern begrenzte Angelegenheit.

Die Straßenkämpfe zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten aus den letzten Jahren der Weimarer Republik wurden von beiden Seiten mit brutaler Härte geführt, aber von Opfern der »anderen Seite« war nach 1933 niemals die Rede. Mörder und Totschläger aus den eigenen Reihen, wie zum Beispiel die fünf uniformierten SA-Männer, die 1932 in Potempa (Oberschlesien) einen kommunistischen Arbeiter in seiner Wohnung zu Tode geprügelt hatten, wurden nach 1933 amnestiert, ihre Verbrechen aus den Strafregistern gelöscht, während Kommunisten, die sich ähnlicher Straftaten schuldig gemacht hatten, zum Tode oder zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt wurden. Die Akten von Prozessen, die seinerzeit in Abwesenheit der Angeklagten geführt worden waren, überdauerten das Dritte Reich und das zweigeteilte Deutschland und ermöglichen heute noch die Wiederaufnahme der Verfahren.

S.501

Von der Notverordnung des Reichspräsidenten »zum Schutz von Volk und Staat« und zur »Abwehr kommunistischer staatsgefährdender Gewaltakte«, die den Ausnahmezustand bis zum Ende des Dritten Reiches festschrieb, ist ihr nur die ungeheure Erleichterung ihrer katholischen Umwelt über die Ausschaltung der kommunistischen Gefahr im Gedächtnis geblieben. Konkreter sind ihre Erinnerungen an das vier Wochen später verabschiedete sogenannte Ermächtigungsgesetz.

Die Wahl vom 5. März hatte der NSDAP zwar 44 Prozent der Stimmen, nicht aber die absolute Mehrheit eingebracht. Am 24. März stimmten die Abgeordneten der Zentrumsparlei, der Deutschnationalen Volkspartei, der Bayerischen Volkspartei, der Deutschen Staatsparlei (mit ihnen der erste Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland, Dr. Theodor Heuss) und anderer bürgerlicher Parteien dem »Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Staat« und damit ihrer eigenen Entmachtung zu. Die Kommunistische Partei war bereits verboten, ihre Abgeordneten verhaftet, untergetaucht oder aus Deutschland geflohen, die der Sozialdemokratischen Partei stimmten mit »Nein«.

Das sogenannte Ermächtigungsgesetz wurde mit 444 gegen 94 Stimmen angenommen. Es schaltete den Reichstag aus und gewährte der Regierung (wenn auch zunächst nur für vier Jahre) unbegrenzte Aktionsfreiheit. Die Verlängerung des »Gesetzes zur Behebung der Not von Volk und Staat« am 30. Januar 1937, die weitere am 30. Januar 1939 und die – durch Führererlass – unbegrenzte am 10. Mai 1943 wurden von der Öffentlichkeit kaum zur Kenntnis genommen.

S.545ff

Der missglückte Dialog (Generationenkonflikt)

Jahrzehnte sind mittlerweile seit der »Machtergreifung« vergangen. Die Überlebenden der Zuchthäuser und Konzentrationslager des Dritten Reiches haben ihre schreckliche Wahrheit verkündet. Flugblätter, Manifeste und Revolutionen des Widerstandes sind gesammelt und archiviert. Filme, Fernsehberichte Dokumentationen und Ausstellungen haben die im Namen des deutschen Volkes begangenen Verbrechen jedermann vor Augen geführt.

Sieht man einmal ab von rechtsradikalen Kreisen, so sind die Nachgeborenen fest davon überzeugt, dass sie niemals auf den Nationalsozialismus hereingefallen wären. Politisch engagierte Jugendliche und junge Erwachsene identifizieren sich selbstverständlich mit dem Widerstand im Dritten Reich.

Sie haben gut reden! Ihre Überzeugung, dass damals jeder habe sehen können, wissen müssen, »worauf das hinauslief«, wurde ihnen von Nachkriegshistorikern in verdäulichen Bissen aufbereitet und vorgekauft:

Hitlers Mein Kampf – nach Zielvorstellungen durchforstet. Programmatische Reden des »Führers« – auf einprägsame Zitate reduziert. Ansprachen vor maßgebenden Kreisen der Wirtschaft, des Militärs und der höheren Beamtschaft des Staatsapparates – nach innen- und außenpolitischen Konzepten abgeklopft. Vertrauliche Denkschriften und Rundschreiben führender Industriellenverbände – interne Richtlinien und Leitsätze höchster Parteigremien – geheime Stimmungs- und Lageberichte der Gestapo und militärisch abgeschirmte Lagebesprechungen der Wehrmacht – im Hinblick auf die Bilanz des Dritten Reiches interpretiert.

Die Akten der Geheimen Staatspolizei und des Sicherheitsdienstes sind zur Einsicht freigegeben, Geheimdokumente und Protokolle von Geheimsitzungen stehen in den Schulbüchern.

Den Nachkriegsgeborenen ist ein Logenplatz zugefallen. Das aufgeschlagene Drehbuch auf den Knien, mit freiem Blick hinter die Kulissen jenes Welttheaters, für das erst ab 1945 Dreherlaubnis zu erhalten war, verfolgen sie die vertraulichen Absprachen und Regiehinweise der Drahtzieher und Nutznießer, die geheimen Anordnungen und Arbeitsanweisungen der Ausbeuter und Massenmörder, die Tricks der Bühnentechnik und die Täuschungsmanöver aus dem Souffleurkasten der Propagandamaschinerie.

Selbstgerecht und gnadenlos sitzen sie über die damalige Generation zu Gericht. Jedes ehemalige »Dafür-gewesen-Sein« wird mit Zustimmung zu Krieg und Völkermord, jedes »Keinen-Widerstand-geleistet-Haben« mit Untertanenmentalität, Opportunismus oder Schwachsinn gleichgesetzt.

Ihre Frage »Warum habt ihr keinen Widerstand geleistet?« ist ein unverhüllter Vorwurf. Als Antworten sind nur Eingeständnisse von Angst und Feigheit zugelassen. Die hilflos empörte Gegenrede »Du kannst das gar nicht beurteilen, weil du die Zeit nicht miterlebt hast« wird als »faule Ausrede« verworfen.

Sich auf die Perspektive jener einzulassen, die mit gutem Gewissen keinen Widerstand leisteten und von denen Millionen »dran glauben mussten«, weil sie »dran geglaubt haben«, gilt als unzumutbares Ansinnen.

Die Abwehr der Nachgeborenen ist verständlich, trägt aber nichts zum Verständnis der Vergangenheit bei, gibt keine Antwort auf die Frage, warum dem Widerstand im Dritten Reich die Massenbasis fehlte, warum die Faschisten in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts Geschichte machen und einer ganzen Generation die Überzeugung vermitteln konnten, auf der »richtigen«, moralisch gerechtfertigten Seite zu stehen.

Bei dem Versuch, die vielfältigen, verwirrenden und widerspruchsvollen Bewegungen auf dem Konto der Überzeugungen und Entscheidungen damaliger Zeitgenossen nachzuvollziehen, erweist sich die schreckliche Bilanz des Dritten Reiches als schwer zu überbrückendes Hindernis. Das betrifft auch und gerade die Befragten. Die späte, erdrückende Einsicht, »worauf das hinauslief«, hindert sie daran, sich an damals investierte Gefühle und Gedanken unbefangen zu erinnern und zumindest vorübergehend provisorisch all das zu vergessen, was sie heute wissen. Wenn es ihnen aber für Augenblicke gelingt, so begegnen sie empörtem Unverständnis, wie beispielsweise jene Mutter, die es wagte, der Tochter gegenüber von den »schönen Erlebnissen im BDM« zu schwärmen, und von dieser mit einem vorwurfsvoll entsetzten »Wie konntest du ...« zum Schweigen gebracht wurde.

E. hat an der Freien Universität Berlin einige Seminare über die Zeit des Faschismus durchgeführt, in denen Studentinnen und Studenten auch den politischen Werdegang ihrer Eltern und Großeltern und den Dialog mit ihnen schilderten. Selbstgerechtigkeit und pauschale Verurteilung von Zeitgenossen des Dritten Reiches wiesen in ihren Berichten bezeichnende Schwachstellen auf, sobald es um nahe Angehörige ging, die sich offenbar – trotz aller generationsbedingten Konflikte – nicht problemlos als menschliche Ungeheuer, feige Opportunisten oder Vollidioten abstempeln ließen.

Mitgliedschaft in der NSDAP beispielsweise galt bei den Seminarteilnehmern und -teilnehmerinnen generell als Beweis für charakterliche Minderwertigkeit, Familienmitgliedern wurden indes Begründungen abgenommen, die allzu deutlich die vorausgegangene Provokation der Jüngeren widerspiegeln (»Wie konntest du ...?«) und einer kritischen Überprüfung nicht standhalten.

Da hieß es: »Mein Großvater ..., weil er ja sonst für seine Familie keine Lebensmittelmarken bekommen hätte!«, »Meine Mutter ..., weil ihr ganzer Jahrgang automatisch vom BDM in die Partei überwiesen wurde«, »Mein Vater ..., weil er ja sonst aus dem Schuldienst geflogen wäre«, häufig auch »... ein Freund ... ein Vorgesetzter ... irgend-

jemand ... hat ihn/sie ohne sein/ihr Wissen, geschweige denn Zustimmung, in die Mitgliederliste der NSDAP eingeschrieben.«

Von den insgesamt 80 Millionen Einwohnern des » Großdeutschen Reiches« waren 6,5 Millionen Parteimitglieder. Die übrigen »Volksgenossen« und ihre Familien wurden keineswegs ohne Lebensmittelmarken dem Hungertod preisgegeben. Schwer- und Schwerstarbeiterzulagen kamen ausschließlich »Arbeitern der Faust« ohne Berücksichtigung von Parteimitgliedschaft oder Nichtmitgliedschaft zugute.

Niemals gab es eine zwangsweise Überführung aus der Hitlerjugend in die Partei. Von den wenigen, altersmäßig dafür infrage kommenden Jahrgängen traten etwa zehn Prozent der männlichen, fünf Prozent der weiblichen Jugendlichen in die NSDAP ein. Nur jeder dritte Lehrer und jeder fünfte Beamte war Parteimitglied. Die übrigen flogen keineswegs aus dem Schuldienst oder aus ihrer beamtenrechtlichen Position, sofern sie nicht unter den »Arier-Paragrafen« fielen oder durch entschiedene öffentliche Opposition gegen die NS-Regierung »untragbar« geworden waren, und selbst dann bekamen sie zumeist die ihnen zustehende Pension. »Nichtpartei Mitgliedsbeamte« mussten allerdings auf Beförderungen und Karriere weitgehend verzichten.

Ein einfaches (aber nicht stellvertretendes) Einschreiben in die Mitgliederliste der NSDAP war in der »Kampfzeit der Bewegung« und auch noch bis zum 1. Mai 1933 möglich, ehe ein Aufnahmestopp verhängt wurde, denn die Partei verstand sich als »Elitepartei« und legte keinen Wert auf Mitglieder, bei denen Zweifel an der »Gesinnung« bestanden. Nach Aufhebung der Sperre im Jahre 1937 bedurfte es der eigenhändigen Ausfüllung eines mehrseitigen Antragsformulars, eines handgeschriebenen Lebenslaufes sowie zusätzlicher »Gesinnungsbeweise« durch Referenzen von Kollegen und Vorgesetzten, die bereits Parteigenossen waren, oder aber aktiver Bewährung im Rahmen bestehender NS-Organisationen. Bei Intellektuellen kam die Prüfung eventueller Veröffentlichungen hinzu, die der herrschenden Ideologie zumindest nicht widersprechen durften. Erst nach einem halben bis einem Jahr »Anwartschaft« wurde der »Parteianwärter« – sofern seine Bewerbung nicht abgelehnt worden war - als vollberechtigtes Mitglied in die Partei aufgenommen. So jedenfalls die Erfahrungen, die E.s Vater, ihre Brüder und sie selbst (nach dem Attentat vom 20. Juli 1944!) mit den Aufnahmebedingungen der NSDAP machten. Daher vermag sie der Legende vom einfachen oder gar stellvertretenden Einschreiben in die Mitgliederlisten der Partei keinen Glauben zu schenken, auch wenn sie von vielen in Anspruch genommen wird.

Waren jene 6,5 Millionen, von denen heute so viele auf abenteuerliche Weise in die Partei »hineingeraten« sein wollen, alle Opportunisten? Und wenn sie es nicht waren, was waren sie dann? Und was waren jene Millionen, die nach den Kriterien der »Entnazifizierung« nicht als »belastet« galten, weil sie ihre nationalsozialistische Gesinnung oft mehr oder weniger zufällig nicht mit einer Parteimitgliedschaft »gekrönt« und damit aktenkundig gemacht hatten?

Die NSDAP war ein reiner Beitragsverein, der als solcher keine Veranstaltungen und Versammlungen durchführte und für deren einfache Mitglieder – im Gegensatz zu den meisten NS-Organisationen – keine Uniformen vorgesehen waren. Ein Parteiabzeichen konnte eine Beamtenkarriere beschleunigen, war jedoch für die Existenz von Bauern und Arbeitern, Handwerkern und Gewerbetreibenden, Kaufleuten und Geschäftsinhabern, Unternehmern und Wirtschaftsbossen relativ unwichtig.

SA- und SS-Mitglieder, hauptamtliche Führer der Hitlerjugend und Führerinnen des BDM, Leiterinnen der NS-Frauenschaft und Funktionäre der NSV und der DAF waren – zumindest in den unteren Rängen der Hierarchie – keineswegs verpflichtet, in die NSDAP einzutreten.

Während des Wehrdienstes »ruhte« eine vorher eingegangene Parteimitgliedschaft, ein Neueintritt war erst nach der Entlassung möglich. Und da die Einberufung zur

Wehrmacht in der Regel im 18. Lebensjahr erfolgte, entgingen die Kriegsjahrgänge zumeist dem Schicksal der »Entnazifizierung«. Berufssoldatentum und Offizierskarriere schlossen eine gleichzeitige Parteimitgliedschaft sowieso aus.

Enthält die millionenfache unwahrscheinliche Ableugnung, jemals »dafür« gewesen zu sein, vielleicht doch eine versteckte Wahrheit, nämlich die, mit etwas ganz anderem übereingestimmt zu haben als mit Krieg und Völkermord?

Die überwiegende Mehrheit der Teilnehmerinnen eines Seminars über Frauen im Nationalsozialismus, selbst diejenigen, die die »Erbsünde« einer Parteimitgliedschaft von Angehörigen zu beichten hatten, behaupteten, ihre Eltern und Großeltern seien im Grunde immer schon oder doch sehr bald »dagegen« gewesen, weil sie »die Sache durchschaut« hätten, und nahmen eine Art »innere Emigration« für sie in Anspruch. Ein erstaunlich hoher Prozentsatz verklärte das Elternhaus mit einer Widerstandsgloriole. Manche hielten die schlichte Feststellung »Meine Eltern waren ja katholisch« als ausreichenden Beweis für Widerstand.

Als gegenläufige Tendenz zur pauschalen Verurteilung der Zeitgenossen des Dritten Reiches vertraten einige Studentinnen die ebenso undifferenzierte Vorstellung von einem zwar unterdrückten, aber überwiegend »durchblickenden« Volk, das in vielfältiger Weise Widerstand leistete und sich nach nichts anderem als nach Befreiung von der faschistischen Diktatur sehnte. Hartnäckig verteidigten einige die Legende von der kleinen braunen Mörderclique, die mithilfe einer Minderheit von brutalen Schlägern, feigen Karrieristen und stumpfsinnigen Befehlsempfängern ein Schreckensregiment errichtete, das in der schweigenden Mehrheit so gut wie keine Unterstützung fand und außer unendlichem Leid keine weiteren Spuren hinterließ. Aber so kann es nicht gewesen sein. Und so war es auch nicht.

Tatsächlich erfreuten sich das NS-Regime und sein Führer, wenn auch aus sehr unterschiedlichen Gründen, der freiwilligen, freudigen, ja begeisterten Zustimmung breiter Bevölkerungskreise, die zwar im Laufe des Krieges erheblich an Glanz einbüßte, dafür aber durch eine nicht minder stabile, fatalistisch verzweifelnde Entschlossenheit ersetzt wurde.

S.594

Die Freundschaft zwischen Italien und Deutschland zeigte sich auch in der freundschaftlichen Beziehung zwischen Hitler und Mussolini. Für die bei Kriegsende 20-Jährige waren beide Männer viel zu alt, um »in ihre Träume zu fallen«. Trotzdem spürte die Heranwachsende etwas von jenem brutal männlichen Charme, den der »Duce« zu verbreiten wusste. Seine unschöne Glatze verbarg er gewöhnlich unter einem flotten Käppi, einem weichkrepfigen Hut oder einem Stahlhelm.

Verglichen mit der wenig profilierten Physiognomie des Führers, konnte man seinen massigen, aber nicht verfetteten Gesichtszügen durchaus eine gewisse Bedeutung beilegen. Er liebte es, sich bei »männlichen« Betätigungen filmen oder fotografieren zu lassen: als Motorradfahrer, Reiter, Fechter, Jäger und Skiläufer, mit nacktem Oberkörper als Erntehelfer und mit Badehose als Schwimmer.

S.598

Einige Jahre später lernte E. in einem Skilager in den bayerischen Alpen zwei junge Soldaten aus Südtirol kennen. Sie waren illegal über die Grenze gegangen und hatten sich freiwillig zur Waffen-SS gemeldet, weil sie nicht im italienischen Heer dienen wollten. Die beiden waren nicht nur großartige Skiläufer, sondern auch entschiedene und leidenschaftliche »Antifaschisten«. Die generalisierende Verwendung des Begriffes

»Faschismus« sowohl für die faschistische Bewegung in Italien als auch für den deutschen Nationalsozialismus war bis Kriegsende in Deutschland völlig unbekannt.

Die beiden jungen Südtiroler berichteten voller Bitterkeit, dass die Freundschaft zwischen Hitler und Mussolini der deutschen Bevölkerung Südtirols nicht das Geringste eingebracht, sondern ganz im Gegenteil eine rücksichtslose Italianisierungswelle ausgelöst habe. So seien zum Beispiel die Mehrheitsverhältnisse durch die Zusammenlegung von Deutsch-Tirol und Welsch-Tirol zur Region Bozen-Trient bewusst zugunsten der italienisch sprechenden Bevölkerung verschoben worden.

Sie berichteten vom Verbot der deutschen Sprache auf den Ämtern, vor Gericht und in den Schulen des geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes, von Verhören, Amtsenthebungen, Geldstrafen, Inhaftierungen und Verbannungen deutscher Lehrer und Schüler, die einen deutschen Hausunterricht organisiert hatten, von Zwangs-Italianisierungen deutscher Namen und so weiter. Einwände, dass es sich dabei vielleicht um Maßnahmen untergeordneter Stellen handele, die möglicherweise nicht im Sinne der faschistischen Regierung in Rom seien, beantworteten sie mit so drastischen Beschimpfungen der »damischen« Faschisten und des »damischen« Duce, dass es schon fast peinlich wurde, weil dieses Gespräch halböffentlich, nämlich an einem sogenannten Kameradschaftsabend, in einem Wirtshaus stattfand.

Sie berichteten auch von der dumpfen Verzweiflung der Südtiroler nach dem feierlichen Verzicht Hitlers auf ihre Heimat und davon, dass sich bei dem Umsiedlungsauftrag vom Sommer 1939 fast 90 Prozent der Bevölkerung resigniert für eine Aufgabe ihrer oft seit Jahrhunderten im Familienbesitz befindlichen Bergbauernhöfe und Betriebe entschieden hätten, weil andernfalls mit Zwangsumsiedlungen ins Innere Italiens zu rechnen gewesen sei.

Tatsächlich stimmten 89,9 Prozent der zur Umsiedlung aufgerufenen deutschen und ladinischen Bevölkerung Südtirols für die Aufgabe der eigenen Heimat und holten damit, wenn auch in Form eines schmerzlichen Verzichtes, die 1919 versäumte Volksabstimmung nach.

Die Umsiedlungsaktionen in die nach dem Anschluss sogenannte Ostmark und ins »Altreich« liefen allerdings nur zögernd an und wurden Ende 1941 eingestellt. Nach dem Sturz des Faschismus in Italien im Jahre 1943 stand Südtirol vorübergehend, das heißt bis Kriegsende, unter deutscher Verwaltung.

An jenem Kameradschaftsabend beherrschte zuletzt das Thema Südtirol die ganze Runde. Als E. auf dem Akkordeon das Lied spielte: »Das Schönste auf der Welt ist mein Tirolerland«, sangen alle beim Refrain mit:

»Drum woll'n wir schau'n, schau'n, schau'n,
wohl übern Zaun, Zaun, Zaun,
in das schöne Land Südtirol.
Tirolerland, du bist so schön, so schön,
wer weiß, ob wir uns wiederseh'n«

Und das war fast eine »antifaschistische« Kundgebung. Beim Abschied erhielt sie von dem Bergbauernsohn und Skikameraden Mario aus Brixen in Südtirol ein Edelweiß-Abzeichen der illegalen » Völkischen Kampffront Südtirols gegen den Faschismus«. Sie schrieben sich noch eine Zeit lang, weil sie sich vorgenommen hatten, nach dem Krieg in München zusammen Musik zu studieren. Er hat das schöne Südtirol nicht wiedergesehen, sondern starb irgendwann in einem sowjetischen Kriegsgefangenenlager.

S.602

Während des Krieges wurde im faschistischen Italien eine Reihe antijüdischer Gesetze erlassen, die aber ebenso viele Ausnahmen zuließen. Kriegsteilnehmer und ihre Familien waren zum Beispiel prinzipiell vor jeder Diskriminierung geschützt. Im Übrigen war Antisemitismus im italienischen Volk und auch unter italienischen Faschisten - von Ausnahmen abgesehen - kaum verbreitet.

S.614

Das galt für das Christentum nur bedingt. Zwar ließen es die katholischen Bischöfe und Priester in ihren Kriegssonntagspredigten nicht an Patriotismus fehlen und forderten die katholischen Soldaten immer wieder zu besonders treuer Pflichterfüllung für Volk und Vaterland auf. Der Bischof von Münster, Clemens August Graf von Galen, versprach noch unmittelbar vor Kriegsende den im »Kreuzzug gegen den gottlosen Kommunismus« Gefallenen eine ähnliche Berücksichtigung ihrer Todesumstände bei der Schlussbilanz des Jüngsten Gerichtes, wie sie den christlichen Märtyrern im alten Rom gewährt worden sei, nämlich »Senkrechtstart« in den Himmel, aber es gab keine prinzipielle Identität zwischen dem Tod fürs Vaterland und dem Tod für Gott.

S.650

Und was geschah nach dem Sieg über Polen in den angegliederten Ostgebieten und im Generalgouvernement? Wochenschauen, Propagandafilme, Zeitschriften und Schulungshefte berichteten breit und ausführlich über den »Bevölkerungsaustausch im Warthegau«, den E. für weise und gerecht hielt, weil er mit dem deutschpolnischen Mischmasch« aufräumte und an der »blutenden Grenze im Osten« klare, den Frieden für alle Zeiten sichernde Verhältnisse schuf.

Sie erinnert sich an Bilder und Geschichten von ganzen Dorfgemeinschaften auslandsdeutscher Bauern aus Wolhynien, Galizien und Bessarabien, aus dem Baltikum und sogar von der Krim, die nach 200 und mehr Jahren »Kulturarbeit« inmitten slawischer Völker nun »heimkehrten ins Land ihrer Väter«. Sie kamen in winterlicher Kälte »mit Weib und Kind und Knecht und Gesind« auf hoch gepackten, von struppigen Panjeperfdchen gezogenen Bauernwagen. Bärtige Männer mit dicken, wattierten Jacken und Pelzmützen, Halbwüchsige aller Altersstufen, Frauen mit riesigen Umschlagtüchern, unter denen manchmal ein Säugling oder ein Kleinkind vorwitzig herauslugte, standen händereibend und mit dampfendem Atem an Biwakfeuern, umkreist von aufgeregte bellenden Hunden.

Mit kindlich-gläubigen Gesichtern, die E. damals sehr »russisch« (im Sinne von »russischer Seele«) vorkamen, nahmen sie dankbar mit der Suppe und den behelfsmäßigen Unterkünften vorlieb, breiteten schneeweiße Bauernleintücher über Strohschütten, berichteten mit verlegenem Stolz, wie viele »Tagewerke« sie in der fernen Heimat bearbeitet hatten, und vernahmen mit Befriedigung, dass sie in der neuen Heimat im Warthegau ebenso viel Ackerboden erwartete.

Man sah sie beim Einzug in verlassene polnische Höfe, die verwahrlost und verkommen aussahen und die man erst einmal mit dem Besen oder gar mit einer Harke in einen »menschenwürdigen, das heißt deutschen Zustand« bringen musste. Waren E. zunächst einige Zweifel ob des »östlich-archaischen« Aussehens der Heimkehrer gekommen, so wurden diese nun restlos beseitigt. Als »richtige Deutsche« gingen sie sofort mit Feuereifer und unter tatkräftiger Hilfe von deutschen Soldaten, Arbeitsmännern und Arbeitsmädchen an die Arbeit, nagelten lose Bretter fest, richteten schiefe

Zaunpfähle gerade, ersetzten schadhafte Ziegel, putzten blinde Fensterscheiben und hängten frische Gardinen auf. Wenn das kein Beweis war!

Von den Umsiedlungsaktionen des Winters 1939/40 sah E. nur das letzte, propagandistisch aufbereitete Kapitel. Über die vorangegangenen »Nacht-und-Nebel-Aktionen«, bei denen die polnischen Höfe von Polizei- und SS-Einheiten umstellt wurden und den Bewohnern ganzer Dorfgemeinschaften oft nur wenige, von Geschrei, Schüssen, Schlägen und Fußtritten begleitete Minuten Zeit blieben, um persönliche Sachen und etwas Verpflegung für die Fahrt ins Ungewisse zusammenzuraffen, erfuhr E. erst, lange nachdem ihr ähnliche Schilderungen von im Warthegau angesiedelten und 1945 vertriebenen Volksdeutschen bekannt geworden waren.

So konnten die Spuren des überstürzten Aufbruchs der polnischen Bauern – ungemachte Betten, unaufgeräumte Küchen, in fieberhafter Eile durchwühlte Schränke – als »polnische Wirtschaft« angeprangert werden.

E. hielt es für selbstverständlich, dass die Aussiedlung der bisherigen Bewohner »in aller Ordnung« vor sich gegangen war und man ihnen im Generalgouvernement die Möglichkeit einer neuen Existenz in der Landwirtschaft bieten würde. Sie wusste nicht, dass die Arbeitsfähigen unter den Ausgesiedelten zur Zwangsarbeit verpflichtet, dass Kinder und Jugendliche, die als »rassisch wertvoll« galten, zur Zwangsgermanisierung ins Reich verschleppt wurden und dass der weder zur Ausbeutung noch zur Eindeutschung geeignete » Rest« nur wenig Chancen hatte, der planmäßigen Dezimierung der Bevölkerung Polens zu entgehen.

Sie erfuhr auch erst nach dem Krieg, dass viele der aus östlichen Gebieten »heim ins Reich« gekehrten Auslandsdeutschen vom »Rasse- und Siedlungshauptamt der SS« als rassistisch minderwertig und daher siedlungsunwürdig eingestuft wurden und bis Kriegsende in Lagern leben mussten. Ehemalige Sowjetbürger unter den im Warthegau Angesiedelten, die sich nicht mit der zurückweichenden deutschen Front zum Westen abgesetzt hatten, traf die volle Rache der Sowjetmacht. Sie wurden in Zwangsarbeitslager eingewiesen oder nach Sibirien verschleppt.

Die NS-Propaganda rechtfertigte die Umsiedlungsaktionen als Austausch zwischen germanischem und slawischem Kulturboden. Für jene aus dem Warthegau vertriebenen Polen mag es kaum ein Trost gewesen sein, dass in der Sowjetunion oder in den von ihr annektierten Gebieten Ostpolens slawischer Kulturboden nun wieder von slawischen Bauern bearbeitet werden konnte.

S.655

Die geheime Denkschrift Himmlers aus dem Jahr 1940 »Einige Gedanken über die Behandlung der Fremdvölkischen im Osten« wurde ihr erst lange nach dem Krieg bekannt. Darin hieß es: »Für die nichtdeutsche Bevölkerung des Ostens darf es keine höhere Schule geben als die vierklassige Volksschule. Das Ziel dieser Volksschule hat lediglich zu sein: Einfaches Rechnen bis höchstens 500, Schreiben des Namens, eine Lehre, daß es ein göttliches Gebot ist, den Deutschen gehorsam zu sein und ehrlich, fleißig und brav zu sein. Lesen halte ich nicht für erforderlich.«

Gerüchte über diese Denkschrift, von der E. nicht weiß, wieweit sie im Generalgouvernement realisiert wurde, müssen aber einer Tante aus dem Rheinland zu Ohren gekommen sein. Nach dem Krieg berichtete sie von einem Streit mit Cousine Liesel beim letzten Zusammentreffen, weil diese das Verbot höherer Schulen für polnische Kinder verteidigt habe.

S.689

Heute weiß E. sehr wohl, warum der Krieg gegen die Sowjetunion nicht gewonnen werden konnte. Mag es in manchen Sowjetrepubliken bei Kriegsbeginn Illusionen über die Ziele und Absichten der einmarschierenden deutschen Armee gegeben haben, so wurden diese grausam zerstört, als das Schicksal der zu Hunderttausenden bereits in den ersten Kriegswochen in deutsche Gefangenschaft geratenen sowjetischen Soldaten bekannt wurde, die in den Sammellagern verhungerten, ohne dass es der Zivilbevölkerung erlaubt wurde, sie mit Nahrungsmitteln zu versorgen; die vor den Augen der entsetzten Landbewohner mitleidlos erschossen wurden, wenn sie auf den Märschen vor Erschöpfung zusammenbrachen.

Von den insgesamt 5,7 Millionen sowjetischen Kriegsgefangenen starben in deutschem Gewahrsam 3,3 Millionen, das heißt fast 60 Prozent. Etwa eine Million davon wurde erschossen oder vergast.

Erst als sich die Hoffnungen auf einen Blitzsieg zerschlagen hatten, gab es gewisse, wenn auch völlig unzulängliche Maßnahmen gegen das Massensterben, da die Arbeitskraft der Gefangenen in der Rüstungsindustrie und im Bergbau dringend gebraucht wurde. Bei minimaler Ernährung und härtesten Arbeitsbedingungen rechneten Rüstungsunternehmer und Wehrwirtschaftsführer mit einer durchschnittlichen »Verwendungsdauer« dieser Arbeitssklaven von etwa sechs Monaten.

Die Behandlung sowjetischer Kriegsgefangener geschah nach folgenden, bereits am 31. März 1941 vor den Befehlshabern und Stabschefs des Ostheeres formulierten Richtlinien des »Führers«: »Wir müssen vom Standpunkt des soldatischen Kameradentums abrücken. Der Kommunist ist vorher kein Kamerad und nachher kein Kamerad. Es handelt sich um einen Vernichtungskrieg.« Der Kriegsdienst sowjetischer Soldaten wurde »in seiner Gesamtheit als Verbrechen« charakterisiert: »Der bolschewistische Soldat hat jeden Anspruch auf Behandlung als ehrenhafter Soldat und nach dem Genfer Abkommen verloren.«

Wenig besser sollte es nach diesen Richtlinien der Zivilbevölkerung ergehen; noch ehe ein deutscher Soldat den Boden der Sowjetunion betreten hatte, wurden als kollektive Gewaltmaßnahmen gegen Ortschaften, aus denen »hinterlistige und heimtückische Angriffe irgendwelcher Art erfolgt sind«, »Niederbrennen der Häuser« und »Erschießungen einer Gruppe von Leuten« für rechters erklärt.

Lange bevor sich eine Partisanenbewegung entwickelte, wurden alle Zivilisten, die die deutsche Wehrmacht »in irgendeiner Weise behindern oder zur Behinderung auffordern, Flugblattverteiler, Personen, die deutsche Anordnungen nicht befolgen, Vorräte nicht abliefern, Wegweiser zerstören« oder sonst wie »eine feindselige Haltung einnehmen«, zu »Freischärlern« erklärt, die »durch die Truppe schonungslos zu erledigen« seien.

Monate vor der Invasion wurde von der obersten Heeresleitung Generalamnestie erteilt für individuelle Gewaltmaßnahmen von Angehörigen der deutschen Wehrmacht gegenüber Landeseinwohnern: »Strafbare Handlungen, die Heeresangehörige aus Erbitterung über Gräueltaten oder die Zersetzungsarbeit der Träger des jüdisch-bolschewistischen Systems begangen haben, sind nur dann zu verfolgen, wenn im Einzelfall die Aufrechterhaltung der Manneszucht ein Einschreiten erfordert.«

Später gab es aktuelle Handlungsanweisungen, wie beispielsweise die vom Dezember 1941: »Gefangene und Einwohner rücksichtslos von Winterkleidung entblößen. Alle aufgegebenen Gehöfte niederbrennen« und so weiter. Als sich die Beschlagnahme notwendigster Lebensmittel, die Verpflichtungen zur Zwangsarbeit, die Geiselschießungen häuften, als ganze Dorfgemeinschaften, oft in grimmiger Winterkälte, ihre Häuser räumen mussten, gab es keine Illusion mehr, dass von den deutschen Soldaten irgendeine Befreiung von irgendetwas zu erwarten war.

Als die Völker der Sowjetunion verstanden, dass es nicht um die Verteidigung des Sozialismus, sondern um das nackte Überleben ging, stellte sich jener patriotische Solidarisierungseffekt ein, zu dem Stalin mit der Parole vom »großen vaterländischen Krieg« aufgerufen hatte. Erbitterung über russische Vorherrschaft, ideologische Vorbehalte gegen das sowjetische System, Empörung über stalinistischen Terror traten in den Hintergrund.

Soldaten und Zivilisten nahmen unvorstellbare Anstrengungen und Opfer zur Rettung von Volk und Vaterland auf sich, die E. so lange als rätselhafte, unerforschliche Kräfte des Bösen erschienen waren.

S.718

Sie war fest davon überzeugt, dass das nationalsozialistische Deutschland und auch das faschistische Italien keine kapitalistischen Staaten waren und das große Verdienst Hitlers und Mussolinis darin lag, ihre Länder nicht nur vor dem Kommunismus, sondern auch vorm Kapitalismus gerettet zu haben.

Der Begriff Kapitalismus, inklusive seiner Derivate: Konzern, Trust, Kartell, Dividende, Aktien, Börsenkurse, Spekulation und so weiter, hatte in E.s Kindheit zwar nicht jenen schrecklichen Blut-und-Moder-Dunst wie Bolschewismus, war aber eindeutig negativ besetzt. Am Beispiel Amerikas lernte sie, dass der Kapitalismus letztlich ebenso gefährlich und menschenfeindlich sei wie der Bolschewismus, wenn auch schwerer zu durchschauen, da er sehr viel elegantere Methoden anwandte und seine Ziele und Absichten geschickter zu verschleiern wusste.

Über die brutalen Ausbeutungsmethoden amerikanischer Konzerne, so zum Beispiel der »American Fruit Company« in mittel- und südamerikanischen Ländern, wurde damals ausführlich berichtet. E. lernte, dass das „internationale Kapital“ nicht unbedingt der Kolonien bedurfte, um fremde Länder und Völker auszubeuten und in wirtschaftlicher und politischer Abhängigkeit zu halten.

»Kapitalismus« wurde in der NS-Propaganda schlicht und einfach mit »Machenschaften des internationalen Judentums« gleichgesetzt. Es gab nicht nur eine »jüdisch-bolschewistische«, sondern auch eine »jüdisch-kapitalistische« Weltverschwörung. Das leuchtete ein, da die Juden es ja schon immer mit Geld zu tun gehabt hatten. Zentrale der »jüdisch-kapitalistischen Weltverschwörung« war die Wallstreet, eine Straße in New York, und die »bigsten Bosse« der Wallstreet waren natürlich Juden, denen es um nichts anderes als um Geld, Profit und Dividende ging. Auch wenn sie sich meist vornehm im Hintergrund hielten, hatten sie ihre Hände in allen Taschen der Welt, verdienten an Eisen, Kohle, Öl, an Hunger und Elend, Blut und Tränen, Siegen und Niederlagen. Damit ihnen ihr »arbeits- und müheloses Einkommen« erhalten blieb, strebten sie mithilfe ihres Kapitals die Herrschaft über das gesamte öffentliche Leben an, über Regierungen, Politiker und Parteien, über Presse und Rundfunkstationen, über Herzen und Hirne der »freien Bürger Amerikas.

Einen Einblick in die Sensationsgier der amerikanischen Presse, die Käuflichkeit von Staatsanwälten und Zeugen und die Ausbeutung selbst von Kindern erhielt E. durch den anti-amerikanischen Film *Sensationsprozess Casilla* nach einem Drehbuch von Ernst von Salomon.

Eine Staatsform, in der die eigentliche Macht nur durch Besitz begründet ist, nannte man »Plutokratie«. »Jüdisch-kapitalistische Plutokraten« produzierten Waffen und zettelten Kriege an, damit der Absatz an Kriegsmaterial nicht ins Stoppen geriet, und hetzten gegen das neue Deutschland, weil ihnen der Nationalsozialismus »die Maske vom Gesicht gerissen hatte«.

S.722

Die Zweifelnden, die Hadernden und sogar die Gläubigen zogen einen sauberen Trennungsstrich zwischen Partei und Vaterland, denn im »Schicksalskampf des deutschen Volkes gab es »nur noch Deutsche«. Der seit 1937 im Konzentrationslager Dachau inhaftierte Pastor Martin Niemöller bot dem Führer bei Kriegsausbruch seine Bereitschaft an, wie schon im Ersten Weltkrieg als U-Boot-Kommandant dem Vaterland zu dienen.

S.723

Die Solidarisierungswelle erfasste auch die christlichen Kirchen, deren Vertreter sich nicht nachsagen lassen wollten, es an Vaterlandsliebe und patriotischer Gesinnung fehlen zu lassen. Zumeist aufgewachsen und geprägt vom Kaiserreich, wollten auch sie in der Stunde der Gefahr vor allem gute Deutsche sein. In der ersten Septemberwoche 1939 predigte ein katholischer Pfarrer in der Gaukirche zu Paderborn über das Christus-Wort »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!«, und E. erfuhr, dass es Nächste gab, die nächsten waren als andere Nächste, und dass in Kriegszeiten die Angehörigen des eigenen Volkes die nächsten Nächsten seien.

Vom geistlichen Vertrauensrat der Deutschen Evangelischen Kirche (das waren nicht die »Deutschen Christen«!) wurde am 2. September folgender Aufruf erlassen:

»Seit dem gestrigen Tag steht unser deutsches Volk im Kampf für das Land unserer Väter, damit deutsches Blut zu deutschem Blute heimkehren darf. Die deutsche evangelische Kirche stand immer in treuer Verbundenheit zum Schicksal des deutschen Volkes ... Gott helfe uns, dass wir treu gefunden werden, und schenke uns einen Frieden der Gerechtigkeit!«

In der ersten Kriegsbotschaft des Bischofs von Münster, Clemens August Graf von Galen, an seine Geistlichen vom 10. September 1939 heißt es:

»Der Krieg, der 1919 durch einen erzwungenen Gewaltfrieden äußerlich beendet wurde, ist aufs neue ausgebrochen und hat unser Volk und Vaterland in seinen Bann gezogen. Wiederum sind unsere Männer und Jungmänner zum großen Teil zu den Waffen gerufen und stehen im blutigen Kampf oder in ernster Entschlossenheit an den Grenzen auf der Wacht, um das Vaterland zu schirmen und unter Einsatz des Lebens einen Frieden der Freiheit und der Gerechtigkeit für unser Volk zu erkämpfen ...«

Der Paderborner Erzbischof Kaspar Klein ermutigte im Februar 1940 seine zum Militärdienst einberufenen Theologen mit folgenden Worten:

»Vorwärts im Namen des Herrn. Wer in einem Krieg pflichtgemäß die Waffen trägt, ist eingefügt in die Pläne des ewigen Weltregierens, ist ein Kind und Werkzeug der Vorsehung, ist ein Knecht des allmächtigen, allweisen und allgütigen Völkerlenkers. Wir dürfen uns den Opfern, die das Vaterland in Kriegszeiten von uns verlangt, nicht entziehen, wir müssen ihm vielmehr in engster Verbundenheit selbstlos, in fester Ausdauer und in heldenhaftem Todesmut dienen.«

Er bittet sie eindringlich, jenes »unheilvolle Misstrauen« auszuräumen, dass »das katholische Christentum die Vaterlandstreue und Wehrtüchtigkeit schwäche ...« So und ähnlich tönte es an vielen Kriegssonntagen von den Kanzeln in E.s Heimatstadt.

S.730

Was in einem Krieg für Mädchen übrig blieb, war hingegen sehr viel langweiliger, eintöniger und unbestimmter.

E., die sich nach Heldentaten für das Vaterland sehnte, weil auch sie mit dem Mythos von Langemarck aufgewachsen war, verfluchte in jenen Septembertagen einmal mehr die Tatsache, ein Mädchen zu sein.

Vier Jahre später wählte sie als Einzige ihrer Klasse von drei zum Abitur vorgegebenen Aufsatzthemen den Hölderlin-Spruch: »Eines nur gilt für den Tag: Das Vaterland. Und des Opfers festlicher Flamme wirft jeder sein Eigenes zu!« Sie wusste dazu viele Seiten voll zu schreiben.

S.732

Fast auf jeder nationalen Feierstunde wurde das »Heilig Vaterland« von Rudolf Alexander Schröder aus dem Jahre 1914 gesungen:

»Heilig Vaterland! In Gefahren
deine Söhne sich um dich scharen.
Von Gefahr umringt, heilig Vaterland,
alle stehen wir Hand in Hand ...
Bei den Sternen steht, was wir schwören.
Der die Sterne lenkt, wird uns hören.
Eh der Fremde dir deine Krone raubt,
Deutschland, fallen wir Haupt bei Haupt ...
Heilig Vaterland, heb zur Stunde
kühn dein Angesicht in die Runde.
Sieh uns all entbrannt, Sohn bei Söhnen stehn.
Du sollst bleiben, Land, wir vergehn.«

1948 erhielt Rudolf Alexander Schröder den ehrenvollen Auftrag, für die neu gegründete Bundesrepublik Deutschland eine Nationalhymne zu schaffen, und E., die sich damals gerade in einer Lehrerausbildung befand, musste drei lange Strophen über das Land des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe« auswendig lernen, um sie später an Schulkinder weitergeben zu können. Sie erinnert sich nur noch an die letzte Zeile: »Schling um uns dein Friedensband, Land der Liebe, Vaterland.«

Aber dann entschied sich der erste Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland für die dritte Strophe des Deutschlandliedes, was wohl nicht nur bei E. noch lange den merkwürdigen Drang auslöste, am Schluss der Haydn-Hymne den rechten Arm hoch-zuschellen, weil das zwölf Jahre hindurch direkt anschließende Horst-Wessel-Lied mit dem »deutschen Gruß« gesungen wurde.

S.740

Als vor Jahren der Nichtmehrkriegsteilnehmer und Bundestagsabgeordnete Norbert Blüm nüchtern die schreckliche Gleichung aufstellte, dass die Todesfabriken in den Vernichtungslagern hinter der Front nur so lange ungestört funktionieren konnten, wie die Front hielt, ging ein Aufschrei der Empörung durch das Land, und er musste versichern, dass er damit keineswegs die Ehre der deutschen Soldaten infrage stellen wollen.

S.764

Hälftte weggerissenen Hauses empor und entschied angesichts des bereits in hellen Flammen stehenden Dachstuhles und des an der Außenwand herunterlaufenden brennenden Phosphors, dass hier mit »Feuerpatsche« und Sand nichts mehr zu machen sei.

Danach betrat sie die im Parterre gelegene elterliche Wohnung, in der ein unbeschreibliches Chaos von umgestürzten oder um Meter verrückten Möbeln herrschte. Abgesehen von Esszimmer und Herrenzimmer, die es »voll erwischt« hatte, war im Wohnzimmer und in ihrem eigenen Zimmer noch alles vorhanden, und E. stand für wenige Augenblicke vor der Frage: »Was soll ich retten?«

Leider war sie sich der »kulturhistorischen Bedeutung« dieser Auswahl voll bewusst. Da sie das geliebte Klavier und die Eichenmöbel vom Deteringhof nicht retten konnte, verwarf sie Radio, Kleidung und Akkordeon als zu banal, kapitulierte vor der Aufgabe, in Bruchteilen von Sekunden zu entscheiden, welchem der Bücher »ewiger, zeitüberdauernder« Wert zukomme, und überließ die Fotoalben mit den Bildern der väterlichen und mütterlichen Familie und der eigenen Kindheit, die Feldpostbriefe von Brüdern, Freunden und Kameraden, Noten und Liederbücher, Gedichtbände und Spruchsammlungen, Bettzeug und Geschirr, Töpfe und Pfannen, Decken, Kissen und andere Dinge, die das Leben der Familie in den kommenden Jahren wesentlich erleichtert hätten, trotzig den sich nähernden Flammen, weil jetzt doch alles aus war und daher auch alles kaputtgehen konnte – eine Entscheidung, die sie wenige Tage später zutiefst bedauerte.

S.775

Die NSDAP, so dachte die 20-Jährige, mochte das deutsche Volk mit ihrer Vision einer Volksgemeinschaft, in der alle Klassen und Konfessionen »aufgehoben« werden sollten, überfordert haben, und ihre Vertreter waren wohl auch nicht alle »astrein« gewesen, aber schließlich kam es nicht auf die Vertreter an, sondern auf die Idee. Das Verbot der einzigen echten »Volkspartei« hielt E. für eine besonders perfide Schikane der Militärdiktatur, die nichts so sehr zu fürchten schien wie ein in der Volksgemeinschaft geeintes Deutschland.

Während des Dritten Reiches habe es keine »freien Wahlen« gegeben, hieß es. E. erinnerte sich an zahlreiche Wahlgänge mit den Eltern, bei denen diese einzeln in einer Kabine verschwunden waren. Während des Krieges hatte es allerdings keine Wahlen gegeben, weil man da wirklich andere Sorgen hatte.

S.782

Auf die Gefahr hin, für »unbelehrbar« zu gelten: E. kann für das deutsche Volk im Jahre 1945 nicht den Terminus »Befreiung« gelten lassen, da er die spontane, emotionale Beteiligung der Befreiten an ihrer Befreiung unterstellt. Eine solche Gemütsbewegung nachträglich in das damalige subjektive Zeiterleben einzufügen wäre eine intellektuelle Unredlichkeit.

Für Nachgeborene mag es berechtigt sein, die Kapitulation vom 8. Mai 1945 als »Befreiung des deutschen Volkes vom Faschismus« zu bezeichnen. Für sich und ihre Generation bittet E. um Nachsicht, wenn sie das Wort »Befreiung« nur als kühle, historisch zutreffende Bestandsaufnahme über die Lippen bringt. Der Preis, der dafür bezahlt werden musste, war zu hoch.